

Alt- Preußen

Vierteljahrschrift für Vorgeschichte und Volkskunde

Herausgegeben vom Seminar für Vor- und Frühgeschichte an der
Albertus-Universität und dem Prussia-Museum in Königsberg

Jahrgang 2

Dezember 1937

Heft 4

Aus dem Inhalt:

- S. Groß, Auf den Spuren der Steinzeitjäger vor 8 000 bis 20 000
Jahren in Altpreußen
- H. L. Jansen, Warum verbrannten die Germanen ihre Toten?
- W. Seym, Die Geschichte der Landschaft um den Tillwalder-See auf
Grund von Bodensunden
- W. Gaerte, Der „Sündenquirl“. Ein Beitrag zur Deutung der
Schalensteine
- Neue Bodensunde — Buchbesprechungen

Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg Pr.

Inhalt:

I. Abhandlungen.

	Seite
H. Groß, Auf den Spuren der Steinzeitjäger vor 8 000 bis 20 000 Jahren in Altpreußen.	145
H.-L. Janssen, Warum verbrannten die Germanen ihre Toten?	157

II. Fundberichte.

W. Heym, Die Geschichte der Landschaft um den Tillwalder-See auf Grund von Bodenfunden	161
Neue Bodenfunde	178

III. Aus der Werkstätte der vorgeschichtlichen Forschung.

E. Pansegrau, Was verlangt der Vorgeschichtsfreund vom Schrifttum der Vor- und Frühgeschichte?	180
--	-----

IV. Kleine Mitteilungen.

W. Gaerte, Der „Sündenquirl“. Ein Beitrag zur Deutung der Schalensteine	183
W. Gaerte, Der Königsberger Schwerttanz am Neujahrstage 1601	185
L. Kilian, Wollen die Letten Sinnen werden?	186

V. Buchbesprechungen.

188

Altpreußen

Vierteljahrschrift für Vorgeschichte und Volkskunde

Herausgegeben vom Seminar für Vor- und Frühgeschichte an der Albertus-Universität
und dem Prussia-Museum zu Königsberg

Jahrgang 2

Dezember 1937

Heft 4

I. Abhandlungen.

Auf den Spuren der Steinzeitjäger vor 8000 bis 20000 Jahren in Altpreußen¹⁾.

Von Dr. Hugo Groß, Allenstein.

Mit 5 Abbildungen.

Wenn man die inhaltsreichen Schausammlungen des Prussia-Museums in Königsberg besucht, fällt der Blick beim Betreten des ersten Raumes zunächst auf den Schaukasten mit den ältesten Funden; hier liest der Besucher, daß die Stücke aus der mittleren Steinzeit stammen und daß Altpreußen in der älteren Steinzeit nicht besiedelt gewesen sei.

Diese Behauptung ist ein Glaubenssatz, der seit Jahrzehnten in Ostpreußen fast unwidersprochen Geltung gehabt hat. Sogar C. Engel sagt in seinem neuesten ausgezeichneten Werk²⁾, daß Spuren menschlicher Besiedlung in Ostpreußen erst in der Ancyclus-Zeit nachweisbar seien; die Möglichkeit einer schon voldiazeitlichen³⁾ Besiedlung sei zwar nicht in Abrede zu stellen, doch lägen für sie bisher keinerlei sichere Beweisstücke vor. Danach klafft in der altpreußischen Vorgeschichte eine Lücke von mindestens 10000 Jahren zwischen dem Beginn der Mittelsteinzeit (um 8000 vor Chr.) und der Altsteinzeit im nicht vereist gewesenen Mitteleuropa; die Vorgeschichte Altpreußens schwebt also völlig in der Luft. Für die Erforschung der Entwicklung vorgeschichtlicher Kulturen ist es aber notwendig, ihre Wurzeln zu suchen. Für uns ergibt sich also die Frage: ist die mittelsteinzeitliche Kultur Altpreußens aus dem am Schluß der Altsteinzeit (also der letzten Eiszeit) von Galizien bis Spanien verbreiteten Magdalénien oder von einem anderen etwa im Osten beheimateten spät-altsteinzeitlichen Kulturkreis abzuleiten?

¹⁾ Eine ausführlichere Darstellung erscheint in Prussia, Heft 22; vergl. auch Nachrichtenbl. f. deutsche Vorzeit 1937, I, Heft 4, S. 73 ff.

²⁾ C. Engel, Vorgeschichte der altpreußischen Stämme. Bd. I, Königsberg 1935.

³⁾ Die „Voldiazeit“ der meisten Vorgeschichtsforscher umfaßt die Voldiazeit der Erdgeschichte (etwa 8100—7600 v. Chr.) und die ganze Späteiszeit (etwa 18000—8100 v. Chr.). Die Zeittafeln der Vorgeschichtler spalten in ihren älteren Abschnitten fast stets jeder Beschreibung. Im vorliegenden Aufsatz ist der Ausdruck „Voldiazeit“ natürlich im Sinne der Erdgeschichte gebraucht.

Für die Beantwortung dieser Frage ist es selbstverständlich notwendig, nach Spuren des Menschen in den vielen Jahrtausenden vor dem Beginn der Mittelsteinzeit, d. h. in der Späteiszeit zu fahnden. Die Bedingungen für eine Besiedlung Ostpreußens durch den Menschen waren bald nach dem endgültigen Abschmelzen des Inlandeises gegeben, das auf dem Baltischen Höhenzug etwa um 18 000 vor Chr. begann. Wie die Funde von Knochen und Zähnen von Mammut, Wollhaarnashorn, Riesenhirsch, Saigaantilope, Wildpferd, Wisent und Kentier in unseren oberen, offenbar alt-späteiszeitlichen Kieslagern beweisen, müssen diese Tiere die eisfrei gewordenen Gebiete, die sich zunächst mit Tundren, bald aber mit subarktischen Steppen bedeckten, bald nach dem Abrücken des Inlandeises besiedelt haben *). Ihnen konnte der altsteinzeitliche Jäger unmittelbar folgen, denn die Lebensbedingungen waren damals bei uns günstiger als im heutigen Wohngebiet der Eskimos: infolge des höheren Sonnenstandes war die Sonnenstrahlung in der Späteiszeit bei uns erheblich stärker, außerdem fehlte bei uns damals die monatelange Polarnacht.

Daher haben schon lange namhafte Forscher angenommen, daß der altsteinzeitliche Jäger mit dem eiszeitlichen Wild dem abschmelzenden Inlandeisrand nachrückte. Der erste Beweis dafür war die Auffindung von 2 von Menschenhand bearbeiteten Kengeweihstücken in einer Kiesgrube in Schlutup bei Lübeck⁴⁾, sie lagen unter Sand- und Kieschichten, die in der Nähe des Inlandeisrandes abgelagert sein müssen. Daß altsteinzeitliche Jäger wirklich in einer späteiszeitlichen Tundra gelebt haben, ist kürzlich durch die pollenanalytische Untersuchung der großartigen Fundstätten bei Meiendorf nordöstlich von Hamburg bewiesen worden⁵⁾.

In Ostpreußen haben schon vor längerer Zeit W. La. Baume⁶⁾ und W. Gaerte⁷⁾ auf alt-späteiszeitliche Funde hingewiesen, die W. Gaerte zunächst (1929 S. 3—7) richtig in den Ausgang der Eiszeit und älteren Steinzeit, dann aber in demselben Buche (1929, S. 390) merkwürdigerweise in die mittlere Steinzeit stellt; wahrscheinlich, weil in Ostpreußen jeder ausgelacht wurde, wenn er eine Besiedlung Ostpreußens in der älteren Steinzeit behauptete.

Die Beweisführung wie überhaupt die sichere Altersbestimmung von Vorgehichtsfinden, die älter als jungsteinzeitlich sind, ist bei uns vorläufig nur mit Hilfe erdgeschichtlicher Untersuchungsverfahren möglich, am sichersten mit Hilfe der Pollenanalyse. Darum haben für die Erforschung der ältesten Kultur-entwicklung gerade die Moorfunde die größte Bedeutung⁸⁾.

*) Ein Teil dieser Fundstücke kann allerdings aus aufgearbeiteten älteren Schichten stammen, die nicht abgerollten dürften aber so gut wie vollzählig alt-späteiszeitlich sein.

⁴⁾ P. Friedrich, Die Grundmoräne und die jungglazialen Süßwasserablagerungen der Umgegend von Lübeck. — Mitteil. d. Geograph. Gesellsch. u. des naturhist. Museums in Lübeck, 2. Reihe, S. 20, 1905.

⁵⁾ K. Schüttrumpf: Pollenanalytische Untersuchungen der Magdalénien- und Lyngby-Kulturschichten der Grabung Stellmoor. — Nachrichtenbl. f. Deutsche Vorzeit, 11. Jahrg. 1935, S. 11 S. 231—238. — Derselbe: Paläobotanisch-pollenanalytische Untersuchungen der paläolithischen Kentierjägerfundstätte von Meiendorf bei Hamburg. — Veröffentl. d. Archäol. Reichsinstituts 1936, Bd. I, S. 1—53.

⁶⁾ W. La Baume: Zur Kenntnis der frühesten Besiedlung Nordostdeutschlands. — Elbinger Jahrb. f. 1924, S. 4, 1925, S. 86 ff.

⁷⁾ W. Gaerte: Auf den Spuren des ostpreussischen Mammut- und Kentierjägers. — Mannus Bd. 18, 1926, S. 253 ff.. — Derselbe: Vorgesichte Ostpreußens. Königsberg 1929.

⁸⁾ S. Groß: Moorfunde, ihre Vergung, Auswertung und Bedeutung. — „Ostpreußen“, I. Jahrg., 1935 S. 1, S. 47—51. — Derselbe: Moorologie und Vorgesichts-forschung. „Der Ostpreussische Erzieher 1936, Nr. 18.

Durch die Pollenanalyse kann man nicht nur mit großer Sicherheit ihr Alter ermitteln, sondern auch unter Berücksichtigung der Moorschichtenfolge die Naturverhältnisse ihrer Zeit erforschen. Späteiszeitliche Vorgeschichtsfunde sind in den untersten tonigen Schichten der Moore sowie in Ton-, Mergel- und Kiesgruben zu erwarten. Für ihre wissenschaftliche Auswertung ist folgendes notwendig: 1. Genaue Ermittlung der Fundtiefe in cm, 2. sofortige Ablieferung der Funde in ungeringtem Zustande (in Pergamentpapier verpackt) nebst einer gesondert zu verpackenden Bodenprobe aus der Fundschicht, 3. Beschaffung einer möglichst vollständigen (senkrechten) Moorprobenreihe vom Fundort mit je 5 cm Abstand (durch den Kreispfleger für Bodenaltertümer oder durch den Moorforscher). Dazu muß der Kreispfleger Arbeitsstellen in Mooren (Entwässerung-Kanäle, Reichsautobahn) öfters besuchen und die Schachtmeister bearbeiten⁹⁾. Was man dadurch erreichen kann, zeigen die außerordentlichen Erfolge des Kreispflegers für Pöhlfallen, des Gendarmerie-Hauptwachtmeisters Pliczuweit-Blumenthal.

Um die pollenanalytische Altersbestimmung von sehr alten Moorfunden auf eine sichere Grundlage zu stellen, muß man die bisher nur durch Vergleich mit süd-schwedischen Pollendiagrammen ermittelte Altersbestimmung der ältesten Pollendiagrammabschnitte mit Hilfe sehr alter Moorfunde nachprüfen, die der Vorgesichtler mit seinen eigenen Hilfsmitteln zeitlich festlegen kann. Darum habe ich den mittelsteinzeitlichen Wohnplatz Menturren (Kreis Darkehmen) eingehend moorgeologisch untersucht¹⁰⁾. Hier waren 1921 beim Torfstechen u. a. Knöcherne Vogelpfeile und Knochenharpunen mit eingesetzten Feuersteinschneiden gefunden; solche Formen gehören, wie der Vorgesichtsforscher weiß, der Kunda-Maglelose-Kultur an, und diese fällt nach erdgeschichtlichen Untersuchungen in die Ancylus-Zeit (etwa 7600—5500 vor Chr.), die in den Pollendiagrammen Dänemarks und Südschwedens den Abschnitt darstellt, in dem die Kurven der Erle und Hasel beginnen, die Eichenmischwaldkurve (mit der Ulme anfangend) rasch ansteigt und die Haselkurve den höchsten Gipfel erreicht. Diesen Abschnitt habe ich in meinen Diagrammen¹¹⁾ mit V bezeichnet. Die oben erwähnte Fundschicht von Menturren liegt im untersten Teil des Diagrammabschnitts V. Dieser ist also danach auch ancyluszeitlich, der Wohnplatz Menturren also früh-ancyluszeitlich (etwa 7500 vor Chr.) und damit der älteste Wohnplatz Ostpreußens. Er wird übrigens nicht auf flößen gelegen haben, wie man ursprünglich annahm, sondern am Ufer, wo er jetzt von Moorablagerungen von weniger als 2 m Mächtigkeit bedeckt sein dürfte. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn dieser wichtige Wohnplatz (bisher der einzige der Kunda-Maglelose-Kultur in Ostpreußen) endlich durch eine planmäßige Grabung untersucht werden würde. Die pollenanalytische Untersuchung hat hier die Annahme bestätigt, daß die Diagrammabschnittsgrenze III/IV, die fast stets mit der Grenze zwischen stark tonigen oder sandigen Ablagerungen (III) und ganz oder fast rein organogenen Schichten (IV) zusammenfällt, die Grenze zwischen Späteiszeit und Neoeiszeit (um 8100 vor Chr.) ist.

Die ersten in neuerer Zeit geborgenen Vorgeschichtsfunde, die späteiszeitlich hätten sein können, da sie aus Kengeweihstangen angefertigt sind, sind die beiden

⁹⁾ Zur Förderung der Vorgeschichtsforschung müssen die Kreispfleger unbedingt von allen anderen Nebenämtern befreit werden.

¹⁰⁾ Ein Bericht darüber (von Prof. Dr. E. Kraus und mir) erscheint an anderer Stelle in dieser Zeitschrift.

¹¹⁾ Vergleiche die ostpreußischen Pollendiagramme in meiner Steppenheide-Arbeit in „Altpreußen“, I. Jahrg., 1937, S. 3 und 4.

Lyngby-Beile aus dem Kruttinna-Fluß bei Alt-Ukta und aus einem kleinen Flachmoor bei Mitteldorf (Kr. Mohrungen). Bei dem zweiten Stück, das Prof. Dr. P. G. Krause in Eberswalde auf dem genannten Moor, in dem ein Entwässerungskanal ausgeschachtet wurde, in einer Bauhütte entdeckt hatte, war eine pollenanalytische Altersbestimmung möglich: dieses Lyngby-Beil stammt aus dem Übergang von der Roldia zur Ancylus-Zeit, um 7600 vor Chr. (ist also etwas jünger als die Lyngby-Kultur in Holstein und Dänemark)¹²). Es ist das der Anfangsabschnitt der nacheiszeitlichen Waldzeit; die yoldiazeitliche Vorherrschaft der Birke in der Walddecke wurde durch die Kiefer gebrochen, und Erle, Fasel und Ulme begannen infolge der raschen Klimabesserung ihre Massenausbreitung. Abb. 1.

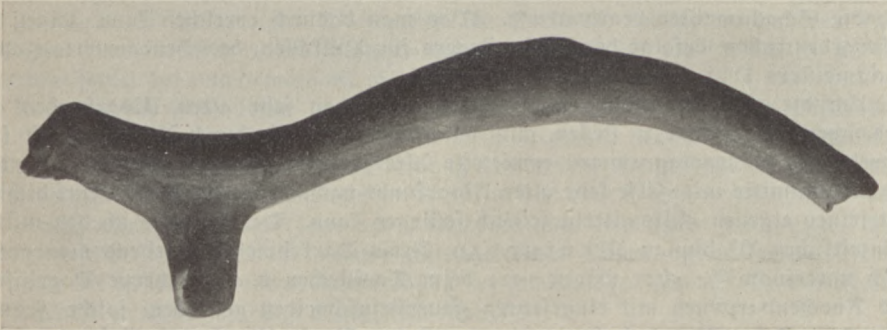


Abb. 1. Lyngby-Zacke von Mitteldorf, Kr. Mohrungen.

Der selben Zeit gehören nach dem Ergebnis der pollenanalytischen Untersuchung noch folgende Einzelfunde an: 1. ein von Menschenhand bearbeitetes Kengeweih, das vor einigen Jahren beim Bau der Badeanstalt in Pöhlthalen gefunden war, 2. ein Knochenloch aus einem Flachmoor bei Kleszowen (Kr. Darkehmen), 3. ein aus einem Röhrenknochen angefertigter Fellöser (Enthäuter), der am 29. 6. 36 vom Landwirtssohn G. Kieseke aus Dagutschen (Kr. Pöhlthalen) am Südrand des Flachmoors Panebalis beim Torfstechen gefunden wurde, ein sehr schönes durch eingeritzte Kreuz- und Querstriche verziertes Gerät, das erste dieser Art im Prussia-Museum. Alle diese Stücke wurden ungereinigt abgeliefert; von den Fundstellen der beiden ersten erhielt ich vom Prussia-Museum eine Anzahl Moorproben, vom dritten hatte mir Kreispfleger Pliczuweit eine vollständige Probenreihe mit je 5 cm Abstand besorgt, so daß in allen diesen Fällen eine sichere Altersbestimmung möglich war.

Der erste sichere Vorgeschichtsfund aus der Späteiszeit wurde 1935 bei der Ausführung eines größeren Neubaus in Gumbinnen (Erich Kochstraße) entdeckt. Des weichen Baugrundes (Flachmoor) wegen mußten die Fundamente auf Senkbrunnen errichtet werden, die bis zu einer in größerer Tiefe liegenden festen Lehmschicht gegraben wurden. Hierbei fand der Arbeiter Gaudsuhn am 28. VI. 1936 eine schlanke Lanzenspitze aus Knochen. Erfreulicherweise wurde sofort

¹²) Hier ist ihre Zeitstellung etwa 8500—8100 vor Chr.; vergl. S. Groß: Pollenanalytische Altersbestimmung einer ostpreussischen Lyngby-Zacke und das absolute Alter der Lyngby-Kultur. — Mannus 1937, S. 1.

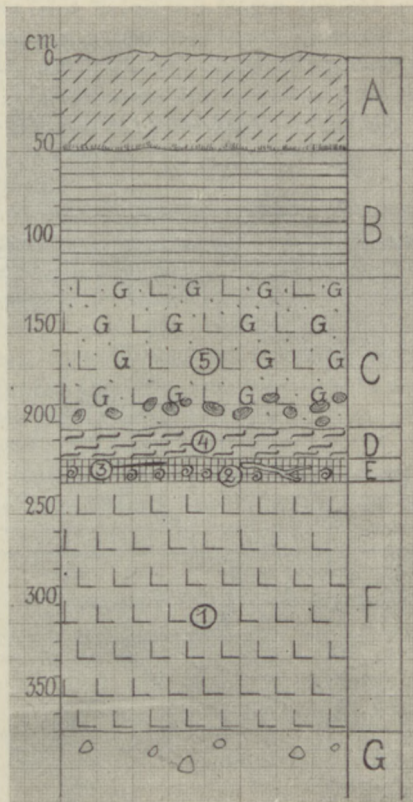


Abb. 2. Schichtenfolge am Fundort der altsteinzeitlichen Lanzenspitze von Gumbinnen. Nach einer Zeichnung von *J. Wieske*. Die Nummern bezeichnen die von *J. Wieske* im Aufschluß entnommenen Bodenproben.

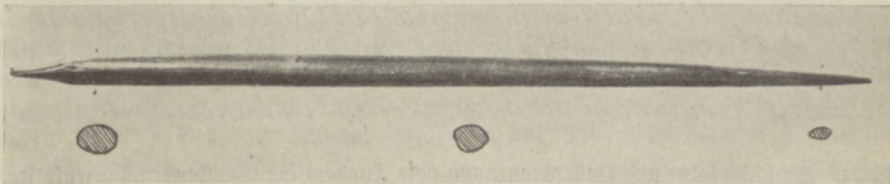


Abb. 3. Lanzenspitze von Gumbinnen.

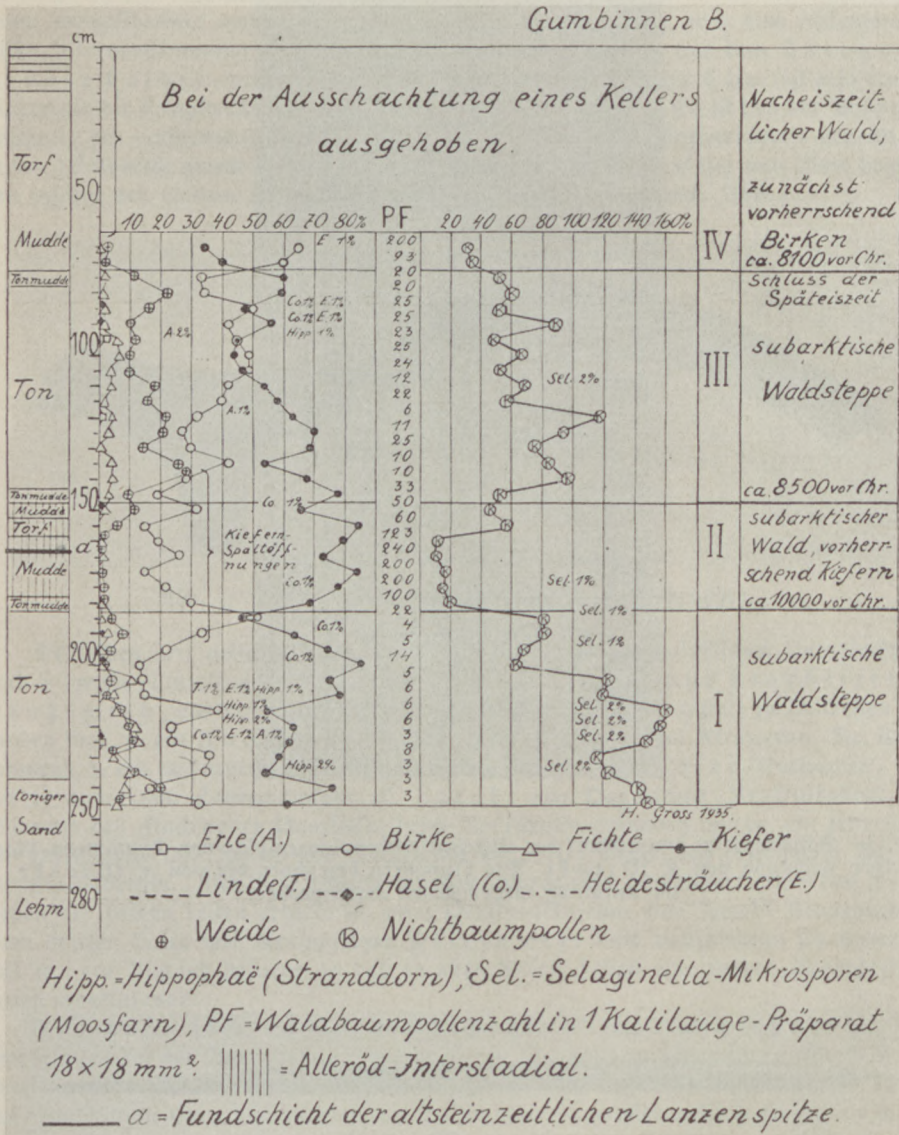


Abb. 4. Schichtenfolge und Pollendiagramm vom Fundort der Gumbinner Lanzenspitze. (Nach Mannus 29 (1931) S. 116 Abb. 2).

der zuständige Kreispfleger, Lehrer *J. Wieske* in Kulligkehmen, benachrichtigt, so daß er schon wenige Stunden später die inzwischen nicht veränderte Fundstelle untersuchen konnte. Er führte seine Arbeit mit solcher Umsicht und Sorgfalt aus, daß eine sichere Altersbestimmung dieses sehr wichtigen Fundes möglich war. *J. Wieske* stellte eine auffällige Schichtenfolge fest, die er sofort vermaß und zeichnete (Abb. 2): 50 cm in der Neuzeit aufgeschütteter Lehm, 70 cm Torf und Gytta (Müdde) alluvial, 83 cm blaugrauer Ton mit Muschelschalen, 17 cm fester filziger Braunmoostorf, 10 cm braune Tongyttja mit vielen Schneckengehäusen, 150 cm blaugrauer Ton, darunter fester Geschiebemergel.

Die sorgfältig gearbeitete Lanzenspitze (Abb. 3) ist 30 cm lang, gerade, schlank, dunkel graubraun, im Querschnitt unten rund, oben oval, das dickere untere Ende zum Einklemmen in einen gespaltenen hölzernen Lanzenschaft ganz kurz zweiseitig keilartig zugespitzt. Nach Angabe der Preuß. Geologischen Landesanstalt ist die Lanzenspitze aus einem Mittelfußknochen vom Elch angefertigt. Sie lag fast waagrecht in der Tongyttja dicht unter der filzigen Braunmoos-Torfschicht, kann also nicht aus jüngeren Schichten herabgesunken sein. In derselben Schicht lag 20—30 cm entfernt ein 35 cm langer entrindeter gegabelter Kiefernast, eine Spur unseres ältesten Waldes nach der Eiszeit.

Lehrer *Wieske* entnahm an der Fundstelle die auf der Abb. 2 angegebenen Bodenproben für die pollenanalytische Untersuchung. Sie ergab folgendes:

Nr. der Probe	Beschaffenheit der Probe	Pollenprozent (auf die Waldbaumpollensumme bezogen)										Waldbaumpollen gezählte Waldbaum= pollendichte (PF)	Diagrammabschnitt		
		Erl	Birke	Fichte	Kiefer	Hasel	Weide	Halbgräser	Gräser	Centro- spermen	verschiedene Kräuter			Kräuter= pollensumme	
5	Gyttja-Ton	.	36	3	61	.	22	35	12	9	38	94	100	13	III
4	Braunmoos-Torf	.	16,5	0,5	83	.	4	15	9	1	2	27	200	86	II
3	Tongyttja aus nächster Nähe der Lanzenspitze	0,5	14,5	.	85	0,5	1	2	3	2	3	10	200	257	II
2	Tongyttja mit Schneckengehäusen	.	11,5	.	88,5	.	2	12	3	1	3	19	200	103	II
1	Ton	.	39	12	48	.	3	75	45	.	12	132	100	3	I

Schon diese 5 Proben genügten zur genauen Altersbestimmung. Sicherheitshalber schickte mir Lehrer *Wieske* auf meine Bitte noch eine vollständige Probenreihe von 37 Proben mit je 5 cm Abstand aus einem etwa 10 m entfernten Aufschluß desselben Moores. Die Untersuchung ergab die auf Abb. 4 dargestellte Schichtenfolge nebst Diagramm.

Aus diesem ist zu ersehen, daß die Grenze zwischen dem oberen Ton und der oberen Gytta (Abschnittsgrenze III/IV) wie gewöhnlich die Grenze zwischen Spät-

¹³⁾ *J. Nilsson*: Die pollenanalytische Zonengliederung der spät- und postglazialen Bildungen Schonens. — Geol. fören. i Stockholm förhandl., Bd. 57, 1935, S. 3, S. 385—562.

eiszeit und Neiszeit (um 8100 vor Chr.) ist: die P_F schnell in die Höhe, die Weiden- und Nichtbaumpollen (NBP)-Kurven sinken endgültig stark ab. Daß die Schichten darunter wirklich späteiszeitlich sind, beweisen folgende Merkmale: geschlossene Weiden- und NBP-Kurve von meist recht hoher Lage, meist geringe P_F, fehlen von Pollen wärmeliebender Holzarten bis auf ganz geringe Spuren, Vorkommen von Pollen des Stranddorns (*Gnaphalium thymoides*) und von Kleinsporen des dornigen Moosfarns (*Selaginella selaginoides*). Im Diagrammabschnitt II (mit der Fundschicht) ist die Bildung toniger Ablagerungen unterbrochen und steigt die P_F vorübergehend sehr stark an, während die Weiden- und NBP-Kurve vorübergehend stark absinken, was erhebliche Zunahme der Walddichte beweist. Die Schichten des Diagrammabschnitts II sind also unter viel günstigeren Klimaverhältnissen als die der Abschnitte I und III gebildet, stellen also ein *Interstadial* dar; es entspricht zweifellos nach der Diagrammlage dem zuerst in Dänemark und Südschweden festgestellten *Alleröd-Interstadial*, das nach den neuesten Untersuchungen¹³⁾ in die Zeit zwischen 10 000 und 8500 vor Chr. fällt. Danach stammt die Gumbinner Lanzen Spitze (übrigens der erste Vorgeschichtsfund aus der Alleröd-Zeit überhaupt) aus der Zeit um 9000 vor Chr. Damals hatte eine lichte, noch nicht völlig geschlossene subarktische Walddecke, in der die Kiefer vorherrschte, Baumbirken und Espen eingesprengt vorkamen, das Land überzogen. Vorher (etwa 12000—10 000 vor Chr., Diagrammabschnitt I) und nachher (8500—8100 vor Chr., Diagrammabschnitt III) war die Pflanzendecke eine subarktische Waldsteppe, was aus der geringen P_F und der hohen Lage der Weiden- und NBP-Kurve hervorgeht; die letzte Waldsteppenzeit ist durch das Vorkommen großer Weidendickichte (an geschützten Stellen, besonders an Ufern) ausgezeichnet gewesen.

Berliner Geologen, denen das Gumbinner Pollendiagramm vorgelegen hatte, bezeichneten diese Schichtenfolge als „ganz gewöhnliches Alluvial-Profil“ und wiesen daher die Lanzen Spitze der Kunda-Kultur zu. Die namhaftesten der wenigen Sachleute Europas, die von diesen Dingen etwas verstehen (in Göttingen, Kopenhagen, Lund, Reval und Krakau), gaben mir aber ohne weiteres Recht, so daß die Altersbestimmung der Gumbinner Lanzen Spitze als sicher gelten kann. Sie war nur auf moorgeologischem Wege möglich, da ähnliche Formen von der älteren bis tief in die mittlere Steinzeit hineinreichen, wie es bei Geräten aus Knochen und Geweih so oft der Fall ist.

Der Erfolg des Kreispflegers Wieske bereitete dem Kreispfleger des Nachbarkreises Pirkallen, Gendarmerie-Hauptwachtmeister Pliczuweit in Blumenthal, schlaflose Nächte; er sagte sich, daß in seinem Arbeitsgebiet auch solche alten Vorgeschichtsfunde zu entdecken sein müssen¹⁴⁾. Er lenkte die Aufmerksamkeit des Schachtmeisters Schelske in Bärenfang auf diese Dinge, beide unterwiesen bei ihren häufigen Besuchen der Arbeitsstelle auf einem großen Moor die Arbeiter, und in wenigen Wochen war der Rekord der Gumbinner Lanzen Spitze gebrochen. In einem halben Jahr wurden hier in einem und demselben Entwässerungskanal dank der Aufmerksamkeit der Arbeiter und des Schachtmeisters 6 Vorgeschichtsfunde, die zu den ältesten der Provinz gehören, entdeckt und ungerührt abgeliefert; an den Fundstellen der wichtigsten entnahm Kreispfleger Pliczuweit vollständige Moorprobenreihen von je 5 cm Abstand; daher war es möglich, diese wichtigen Funde wissenschaftlich voll auszuwerten.

¹⁴⁾ Die Karte der mittelsteinzeitlichen Funde (C. Engel²⁾) zeigt die Berechtigung dieser Annahme.

Dieser Fundplatz ist ein etwa 700 m langes und 100 m breites Flachmoor, das in der schwach welligen Grundmoränenlandschaft nördlich vom Dorfe Abschruten W. (östlich von Pillkallen) liegt und dem Landwirt Schweinberger in Abschruten W. gehört. Hier wurde im Sommer 1936 die Ausschachtung eines etwa 2 m tiefen Entwässerungskanals begonnen, in dem die erwähnten Funde geborgen wurden.



Abb. 5. a—c Knochendolche von Abschruten, Kr. Pillkallen.
 d Fellöser von Dagutschen, Kr. Pillkallen.
 (Nach Nachrichtenblatt f. dt. Vorzeit XIII, 1937, 3b. 4, Taf. XIII, 1).

Die moorgeologische Untersuchung (Abb. 5), die ich im August 1936 ausführte, ergab folgendes¹⁵⁾: noch mehrere Jahrtausende nach dem endgültigen Abbrücken des Inland-

¹⁵⁾ Genaueres darüber in meiner (im Druck befindlichen) Arbeit: Nachweis der Allerödsschwankung im süd- und ostbaltischen Gebiet. Beihefte zum Botan. Zentralbl. 1937, Bd. LVII Abt. B.

eifes lagen im Untergrund des Moores in verschiedenen Tiefen Inlandeisreste (Toteis) von verschiedener Dicke, die um 13 000—12 000 vor Chr. langsam aufzutauen begannen. Die dadurch gebildete Einsenkung in der Grundmoräne sammelte das aus der Umgebung zusammenfließende Wasser, das in Mengen Ton einschwemmte (wohl unter Beteiligung von Erdschießen). So entstand der untere späteiszeitliche Ton (Diagrammabschnitt I). In ihm fand der Arbeiter Grühagen aus Mittenwalde am 24. Juni 1936 21 cm unter der Oberfläche dieser Tonschicht eine fast 22 cm lange, aus einem gespaltenen Röhrenknochen hergestellte Lanzenspitze (a)*, die demnach aus der Zeit um 11 000 vor Chr. stammen muß. Nach dem Ergebnis der pollenanalytischen Untersuchung muß das Land damals mit einer sehr gehölzarmen subarktischen Waldsteppe bedeckt gewesen sein. Die um 10 000 vor Chr. einsetzende vorübergehende Klimabesserung der Alleröd-Zeit unterbrach die Tonablagerung durch Bildung von Alleröd-Gyttja und Braunmoos-Seggentorf. An den tiefsten Stellen ist nur Alleröd-gyttja zu finden, so daß hier während der ganzen Allerödzeit offenes Wasser vorhanden gewesen sein muß. Die flachen Stellen wurden von einem Moor bedeckt, in dessen Torf vereinzelt Holzreste (Espe, Baumbirken, Kiefer) gefunden wurden. Dieser subarktische Alleröd-Wald (Diagrammabschnitt II) ist mehrfach abgebrannt, da auf und unter dem Alleröd-Torf vielfach Holzkohlen angetroffen wurden. Vorgeschichtsfunde wurden hier bisher in den Allerödbildungen nicht entdeckt. Die Klimaverschlechterung am Schluß der Späteiszeit (etwa 8500—8100 vor Chr.) bewirkte erneute Toneinschwemmung in das durch Tiestaun während der Allerödzeit weiter vertiefte Becken, der obere späteiszeitliche Ton (Diagrammabschnitt III) lagerte sich ab. In diesem wurden außer den Knochenresten großer Hechte im westlichen Teil des Moores das Bruchstück einer Fischspeerspitze (d) aus Knochen, im östlichen Moorteil ein prachtvoller aus einem gespaltenen Röhrenknochen hergestellter 20 cm langer Knochendolch (b)** gefunden, letzterer am 20. Juli 1936 vom Arbeiter Grühagen; beide Stücke lagen wenige cm unter der Tonoberfläche, stammen also aus der Zeit um 8200 vor Chr. Aus diesem Teil der Späteiszeit waren bisher noch keine sicheren Vorgeschichtsfunde in Ostpreußen bekannt; auch die Form des Knochendolchs b ist für Ostpreußen neu. Die Pflanzendecke war damals eine subarktische Waldsteppe mit großen Weidendickichten an den Teich-, Fluß- und Seeufern.

Die endgültige durchgreifende Klimabesserung seit 8100 vor Chr. bewirkte die allmähliche Umwandlung der subarktischen Waldsteppe in eine zunächst noch lichte und von baumförmigen Birken beherrschte nacheiszeitliche Walddecke. Infolge der Verdichtung der Bodendecke hörte die Toneinschwemmung auf. Beschleunigtes Tiestaun letzter Toteisreste vertiefte das späteiszeitliche Seebecken stellenweise so stark, daß die flachsten Stellen des Seegrundes während des größten Teils der Roldia-Zeit (etwa 8100—7600 vor Chr.) aus dem Wasser herausstraten und sich mit Weidengebüsch bedeckten, wie aus den 2—3 cm dicken Reifertorfschicht auf dem Ton an diesen Stellen zu ersehen ist. Hier fanden (im westlichen Teil des Moores) Schachtmeister Schelske und Kreispfleger Pliczowitz mehrfach begrenzte Anhäufungen von Holzkohle, die sie richtig als Feuerstellen steinzeitlicher Jäger (um 8000 vor Chr.) deuteten, da nirgends auf dem späteiszeitlichen Seeboden Andeutungen von Baumwuchs festgestellt werden konnte. Dieser einzigartige Fund muß im nächsten Sommer noch eingehend untersucht werden.

Im Verlauf der Roldia-Zeit tauten im Untergrund die letzten Toteisreste auf, so

* Abb. 5 c.

** Abb. 5 a.

daß sich der ganze Seegrund senkte, der Wasserspiegel also stieg und auch die flachen Stellen mit Feindetritusgyttja (Lebertorf) bedeckt wurden. In spätyoldiazeitlicher Gyttja wurden im westlichen Moorteil bis 35,5 cm lange *Schiffkieser* gefunden. Im östlichen Teil entdeckte am 21. Juli 1936 der Arbeiter Philipp aus Deiningheimen in 1,20 m Tiefe, 9 cm über der Oberfläche des oberen späteiszeitlichen Tons im Lebertorf einen beschädigten 14 cm langen *Knochenolch* (c) von derselben Form wie b; er stammt nach der Pollenanalyse aus der frühesten Ancyclus-Zeit (etwa 7500 vor Chr.). Im westlichen Teil des Moores wurden später 30 cm über dem oberen Ton bzw. auf seiner Oberfläche eine sehr gut erhaltene 23,5 cm lange aus einem gespaltenen Röhrenknochen hergestellte *Lanzenspitze* (h*) und ein Stück einer ähnlichen *Lanzenspitze* (e) gefunden, die offenbar durch einen Spatenstich zerbrochen war. Sie lagen beide in spät-yoldiazeitlicher Gyttja, die Gyttja aus ihren Schütlungen rührt aber aus dem Schlußabschnitt der Ancyclus-Zeit her. Die beiden Lanzenspitzen stammen also aus der Zeit um 6000 vor Chr. und sind durch Lanzenswürfe in die ältere Schicht hineingetrieben worden.

Ferner wurden in der wärmezeitlichen Gyttja 3 *Wiesentzähne* (aus der Zeit um 6000 vor Chr. und 3500 vor Chr.) sowie mehrere merkwürdige 20 cm lange zugespitzte *Stäbchen* aus Kiefernholz (aus der Zeit um 3500 vor Chr.) gefunden, die Bedeutung der Holzstäbchen ist unbekannt.

Bald nach 3500 vor Chr. ist der flache See verlandet; auf eine dünne Schilftorfschicht folgt Bruchwaldtorf mit großen Erlenstubben; darüber sehr stark zeretzter, oben toniger Seggentorf.

Da in der Nähe auf Äckern Feuersteingeräte aus der Jungsteinzeit gefunden wurden, ist für dieses Gebiet bei Pillkallen eine etwa 9000 jährige *steinzeitliche Besiedelung* nachgewiesen.

Auffällig ist, daß trotz vielen Suchens bisher keine Feuersteingeräte im Moor gefunden werden konnten, ebenso wenig Kengeweih und daraus angefertigte Geräte. Zoffentlich werden 1937 bei der Fortsetzung der Arbeiten weitere wichtige Funde gemacht.

Pollenanalytisch erfassbare späteiszeitliche Ablagerungen in Ostpreußen reichen nach meinen bisherigen Erfahrungen kaum etwas über 12 000 vor Chr. zurück; zu dieser Zeit lag der Inlandeisrand an der Südküste Schwedens. Vor 12 000 vor Chr. muß in Ostpreußen die Bildung von Süßwasserschichten und Torf in der Regel durch Erdfließen und Bodenbewegungen im Anschluß an Tiestauen von Toteis verhindert bzw. gestört worden sein; hier ist also nur eine ganz rohe Altersschätzung möglich.

Aus solchen alt-späteiszeitlichen Schichten sind in Ostpreußen 2 Kengeweihstangen bekannt, die durch eine ringförmige Kerbe abgetrennt und aus denen dünne Knochen-späne wohl zur Anfertigung von Nadeln zum Nähen von Fellkleidern herausgeschnitten worden sind. Diese Gewinnung von Spänen aus Kengeweihen ist, worauf schon W. Gaerte¹⁶⁾ aufmerksam gemacht hat, für das Magdalénien, also den Schlußabschnitt der Altsteinzeit, bezeichnend; diese Art der Bearbeitung ist kürzlich auch in Norddeutschland durch die großartigen Ausgrabungen von Meiendorf (nordöstlich von Hamburg) für die Hamburger Stufe des Spät-Magdalénien nachgewiesen worden¹⁷⁾, die nach dem Ergebnis der pollenanalytischen Untersuchung¹⁸⁾ alt-späteiszeitlich ist.

¹⁶⁾ W. Gaerte: Der Mammutbildstein von Kumilsko. — Prussia 27, 1927 S. 263 ff.

¹⁷⁾ A. Xuft: Die jungpaläolithischen und frühmesolithischen Kulturschichten aus einem Tunneltal bei Ahrensburg (Holstein) (Grabung Stellmoor). — Nachrichtenbl. f. deutsche Vorzeit 11. Jahrg. 1935, S. 11, S. 223—230.

* Abb. 5 b.

Umso merkwürdiger ist es, daß der genau bekannte Fundort des einen dieser beiden Stücke nicht schon längst geologisch untersucht worden ist. Diese bearbeitete Kengeweihstange wurde 1888 bei der Begradigung des Melawa-Flüßchens am Nordende des Dorfes Popelken (Kr. Labiau) in 2,35 m Tiefe gefunden¹⁸⁾. Da diese Kengeweihstange hellgrau ist, haben die ostdeutschen Vorgesichtler angenommen, daß sie aus alt-alluvialen Wiesenkalke stamme. Meine Untersuchung des Fundorts ergab, daß hier Torf und Wiesenkalke ganz fehlen; unter 1,10—1,60 m Flußsand befindet sich ein Kieslager, das sich weit über das ganz flache Bachtal hinaus erstreckt; in diesem Kieslager ist eine etwa 20 cm mächtige sandige tonige Kalkschicht von schmutzig weißer Farbe die Fundschicht der Popelker Kengeweihstange. Das Kieslager muß in nicht zu großer Entfernung vom Inlandeisrand abgelagert sein, ist also alt-späteiszeitlich; die Popelker Kengeweihstange dürfte demnach etwa aus der Zeit um 14 000 vor Chr. stammen.

Die zweite Kengeweihstange mit derselben Bearbeitungsspur ist in einer Kiesgrube im Kreise Kulm gefunden worden. W. La. Baum e⁶⁾ weist sie mit Recht dem Magdalénien zu und gibt ihr Alter als eiszeitlich an. Kulm liegt wie Schlutup⁴⁾ zwischen den Endmoränen des Frankfurter und des Pommerschen Stadiums¹⁹⁾; da die letzteren die Baltischen Endmoränen sind, von denen das Inlandeis um 18 000 vor Chr. abzuschmelzen begann, dürfte die Kulmer Kengeweihstange älter als 18 000 vor Chr. sein; sie und die Schlutuper Stücke sind zweifellos die ältesten Spuren des Menschen im norddeutschen Gebiet der letzten Vereisung.

Ebenfalls aus einer Kiesgrube stammt ein Mammutknochen aus Barsdehnen (Kr. Seydekrug), an dem eine Einkerbung von W. Gaerte⁷⁾ 20) als altsteinzeitliche Bearbeitungsspur gedeutet wird. Es muß aber mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß diese Kerbe durch einen Hieb mit einer Beilspitze bei der Kieswerbung erzeugt ist. Auch wenn die Spur altsteinzeitlich wäre, würde sie noch nicht sicher beweisen, daß der Mensch in Ostpreußen mit dem Mammut zusammen gelebt hat (obwohl das durchaus wahrscheinlich ist), da der Mammutknochen von Barsdehnen stark abgerollt ist.

Ebenso wenig beweisend ist der sogenannte Mammutbildstein von Kumilsfo¹⁰⁾ 21); nach dem Fundbericht dürfte eine Fälschung vorliegen, zumal auf der ungewöhnlich ungeschickten Zeichnung (die übrigens nach C. Engel²⁾ möglicherweise eine jungsteinzeitliche Elchdarstellung ist!) die lange Behaarung des Mammut nicht dargestellt ist, die bei den echten Mammutzeichnungen aus dem Magdalénien stets sehr deutlich gezeichnet ist. Meines Wissens sind aus dem ganzen norddeutschen Gebiet der letzten Vereisung keine von Menschenhand bearbeiteten Mammutknochen und Geräte aus Mammutelfenbein bekannt. Das Mammut muß hier schon in der ältesten Späteiszeit ausgestorben sein; sichere Beweise für ein Zusammenleben mit dem Menschen sind bisher nicht bekannt.

Die Zahl der späteiszeitlichen Vorgesichtsfunde in Ostpreußen ist also noch sehr klein; vor allem fehlen uns noch Fundstätten wie die Meiendorfer⁵⁾ 27), die uns die gesamte Hinterlassenschaft späteiszeitlicher Kulturen liefern. Hoffentlich gelingt es recht bald, etwas derartiges auch in Ostpreußen zu finden. Häufige Besuche von

18) Sitzungsberichte der Altertumsgef. Prussia f. 1888/89, Königsberg 1890, S. 2, 3, 153, Tafel I.

19) P. Woldstedt: Erläuterungen zur geologisch-morphologischen Übersichtskarte des norddeutschen Vereisungsgebietes. Berlin 1935.

20) W. Gaerte: Urgeschichte Ostpreußens 1929, S. 4, 5.

Arbeitsstellen an und auf Mooren durch die Kreispfleger sind dazu notwendig. Bis dahin muß jeder Einzelfund in Mooren sachgemäß geborgen werden, auch wenn dieselben Formen immer wiederkehren. Auf Steingeräte in Mooren muß weiter besonders geachtet werden; auch das planmäßige Absuchen der Sturzäcker im Herbst (am besten nach einem Regen) an Mooren, in denen alte Vorgeschichtsfunde geborgen wurden, kann sehr wichtige Ergebnisse zeitigen.

Einige bedeutsame Schlußfolgerungen gestatten aber die spärlichen späteiszeitlichen Funde in Ostpreußen schon jetzt: 1. Ostpreußen war schon seit der älteren Späteiszeit, also in der Altsteinzeit, von Menschen besiedelt. 2. Die ältesten Kultureinflüsse kamen vom Süden und sind Einstrahlungen des (östlichen) Magdalénien (bearbeitete Kengeweibe von Kulm und Popelken). 3. Sehr früh sind diese Einflüsse durch die von Osten und Nordosten vordringende spät-altsteinzeitliche Knochenkultur zurückgedrängt worden, die sich zur mittelsteinzeitlichen Knochenkultur von der Art der Kunda-Kultur weiterentwickelte; diese lebte, wie die Steinzeitdörfer der Jedmar beweisen, bei uns bis tief in die Jungsteinzeit fort. 4. Eine Siedlungslücke („Hiatus“) hat es seit der älteren Späteiszeit nicht gegeben. 5. Klingenkulturen sind anscheinend erst am Schluß der Späteiszeit bzw. zu Beginn der Neiszeit aus Südwesten und Süden nach Ostpreußen vorgedrungen (Swiderien und Tardenoisien); doch muß auf ältere urtümliche Feuersteingeräte in Ostpreußen viel mehr als bisher geachtet werden.

Warum verbrannten die Germanen ihre Toten?

Von G. L. Jansen, Königsberg/Pr.

Immer wieder hat man sich in älteren Arbeiten Gedanken darüber gemacht, aus welchen Gründen in der Vorzeit sich der Wechsel von der Ganzbestattung zur Leichenverbrennung vollzog. Es waren im wesentlichen zwei Ansichten, denen sich die Bearbeiter dieser Fragen anschlossen: Entweder war der Grund für das Aufkommen der Totenverbrennung in einer erhöhten Furcht vor dem Toten begründet, oder man besaß bereits Vorstellungen von „Körper und Seele“, wobei die Seele bei der Verbrennung frei wurde und ins Totenreich (oft in Vogelgestalt) einging. —

Bei den Germanen vollzog sich im allgemeinen während der mittleren Bronzezeit der Übergang zur Totenverbrennung. Schon während der jüngeren Steinzeit und noch früher gab es Kulturen, deren Träger die Totenverbrennung bzw. das Anlegen von Feuern im Grabe übten¹⁾.

Zur Zeit des Auftretens der Totenverbrennung wurde bei den Germanen der Grabraum zunächst noch so angelegt wie zur Zeit der Beerdigung; man verteilte den Leichenbrand über die ganze Fläche²⁾. Die Beigaben wurden dann ebenso über den Grabraum zerstreut. Erst später wird die Asche in einem Tongefäß niedergelegt.

De Vries schreibt in seiner „Altgermanischen Religionsgeschichte“ zum Seelenglauben³⁾: „Falls aber wirklich der Körper als ein Gemmis der Seele betrachtet

¹⁾ Vergl. u. a. Schulz, Indogermanen und Germanen, S. 38, 39; Seger, Die Entstehung der Leichenverbrennung in der jüngeren Steinzeit, in: Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1910, S. 115ff.

²⁾ Die Sitte ist auch für Schlesien (Richtsofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien, S. 7, 8), Posen, Schleswig-Holstein, Dänemark, Osthannover (Lienau, über Megalithgräber und sonstige Grabsformen der Lüneburger Gegend, Mannus-Bibl. 13, S. 29) belegt.

³⁾ Grundriß der germanischen Philologie 12/1, 1935, S. 108.

wurde und die Verbrennung eine Vernichtung der fesselnden Hülle bezweckte, weshalb hat man dann die Gebeine nach dem Leichenbrande sorgfältig gereinigt und diesen angefohlten Resten noch Beigaben gespendet:“

Die sorgfältige Behandlung der Beigaben und die Widmung derselben an die Toten beruht durchaus auf den gleichen Vorstellungen wie in vorgermanischer Zeit. Der Tote lebt weiter innerhalb der menschlichen Gemeinschaft, auch dann, wenn neue Formen im Totenbrauch sich durchsetzen. Das Grab ist die Wohnung des Toten, genau wie dies früher der Fall war.

Vollkommen abzulehnen sind hier die Anschauungen von Schuchhardt⁴⁾ über den Unsterblichkeitsglauben der Germanen. Er sagt, daß die Germanen „in ihrem unbarmherzigen Realismus“ (!) den Unsterblichkeitsglauben erst später aus dem Westen und Süden übernahmen. Nun sind aber die Beweise für das Vorhandensein eines solchen Glaubens ungeheuer stark. Gerade der germanische Bauer erinnert sich ständig seiner Toten, wie dies ja schon die Opfer- und Totenbeigaben zeigen.

Eine andere Auffassung über die Bedeutung der Leichenverbrennung bei den Germanen besagt, daß der Grund für den Leichenbrand in der Totenfurcht begründet liege⁵⁾. Es ist aber wohl kaum anzunehmen, daß man alle Verstorbenen als böse Totengeister betrachten kann. Wohl ist es richtig, daß manche Vorstellungen vom „lebenden Leichnam“ auch in heutiger Zeit, vielleicht zum Teil auch aus einer Totenfurcht heraus, zu erklären sind. Darum aber alle Germanen als stets in Furcht und Angst vor den Abgeschiedenen lebend hinzustellen, die als Gespenster ihr Unwesen treiben, geht sicher nicht an. In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß aus Dänemark ein Brauch bekannt ist, nach dem man aus Furcht vor der Wiederkehr des Toten ihm Nadeln in die Fußsohlen steckt und ihm die beiden großen Zehen mit rotem Wollgarn oder die Beine mit schwarzem Seidenband zusammenbindet⁶⁾. Auch aus Irland kennt man das Nageln der Fußsohlen⁷⁾. Das Binden des „Sel“-Schuhes in der Gíslasaga ist vermutlich als Totenfesselung zu erklären. Diese Annahme ist hier umso wahrscheinlicher, als es sich um einen Ermordeten handelt⁸⁾.

Das gesamte altnordische Material über den Totenglauben stellt Hans-Joachim Klare in einer Berliner Dr.-Arbeit⁹⁾ übersichtlich zusammen und kommt zu dem Ergebnis, „daß in der altnordischen Literatur der Tote ausschließlich als „lebende Leiche“ anzusehen ist. 1. Der Tote ist durchaus körperlich, dreidimensional, ein Wesen mit Fleisch und Blut, Mark und Knochen. 2. Er besitzt Eigenschaften und Fähigkeiten, die ihn dem Lebenden gleichsetzen, auch er ist lebendig. 3. Seine Gestalt ist identisch mit der Leiche.“

Eine solche Auffassung läßt sich auch durch die Funde stützen. Wie ich oben für die mittlere Bronzezeit schon zeigte, bleiben auch nach dem Aufhören der Beerdigung die Grabstätten (Anlage des Grabes, Beigaben und damit auch die Vorstellungen) zunächst immer noch die gleichen. Erst sehr viel später können Änderungen eingetreten sein, als die alten Vorstellungen verloren gingen und nur die Sitte sich erhielt. Deshalb darf man in der Verbrennung nicht ausschließlich eine Vernichtung des Toten

4) C. Schuchhardt, Westeuropa in seinem Verhältnis zu Kelten und Germanen, in: Forschungen und Fortschritte 1933, S. 389.

5) Siehe z. B. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte, S. 152. —

6) Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 5, Sp. 1054.

7) Maurel, Isländische Volksagen, S. 58.

8) Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 5, Sp. 1054.

9) Vergl. die Besprechung in: Archiv für Kulturgeschichte 26, Heft 2, S. 240.

10) Eine Versinnbildlichung der flüchtigen Seele durch einen Vogel ist für die Vorzeit

aus Furcht sehen oder aus der Absicht, eine Seele vom Körper zu befreien¹⁰⁾ (Vorstellungen des Christentums), sehen, sondern wohl vielmehr eine andere Art der Weitererhaltung des Abgeschiedenen.

Daß der Tote auch nach der Verbrennung als weiterlebend gedacht wurde, lehren eine Reihe von späteren schriftlichen Überlieferungen¹¹⁾. „Wenn beispielsweise nach altnordischer Überlieferung Odhinn seinem toten Sohne Baldr auf dem Scheiterhaufen Worte ins Ohr flüsterte, so zeigt dies, daß man sich den Toten als noch aufnahmefähig für Gesprochenes dachte, nicht als unserer Auffassung entsprechend tot“.

Warum verbrannten nun aber die Germanen seit der mittleren Bronzezeit ihre Toten¹²⁾.

Eine endgültige Beantwortung dieser Frage wird nur sehr schwer zu geben sein. Wir können diesen Brauch nur aus den Anschauungen der Urgermanen unmittelbar erklären¹³⁾. Vorstellungen einer Totenverbrennung, wie wir sie bei nicht-germanischen Völkern finden, oder Anschauungen einer späteren christlichen Zeit über das Verbrennen der Toten sind unmittelbar nicht zu verwerten.

Schon in vorgermanischer Zeit gibt es den Brauch, Feuer in den Steingräbern anzuzünden. Hierbei wurden die Leichen wohl teilweise angekohlt. Es ist aber kaum glaubhaft, daß allein auf Grund solcher Ausnahmen und Zufallerscheinungen sich späterhin die Sitte der Totenverbrennung allgemein durchgesetzt hat¹⁴⁾.

Es ist selbstverständlich, daß ein Bauernvolk, besonders im Norden, zu den Kräften der Natur, im besonderen zur Sonne, in ein so nahes Verhältnis getreten ist, daß im religiösen Brauchtum die Bedeutung der Naturkräfte stark zum Durchbruch kommt. Sicher werden wir daher eine Reihe von Bräuchen, bei denen dann das Feuer als Sinnbild der reinen Kraft, der wärmependenden Sonne gedacht ist, vielleicht schon für die vorgermanische, bestimmt aber wohl für die Bronzezeit annehmen dürfen.

Wie wir oben sahen, wurden zur Zeit des Beginns der Leichenverbrennung die gleichsam durch das Feuer geweihten Gebeine nach der Verbrennung aufgelesen und sorgfältig über den Grabraum verstreut. Vielleicht mag bei diesem Totenbrauche die Vorstellung mitgespielt haben, daß der germanische Bauer den Toten nicht in die Erde senken wollte, ohne ihm vor der Bestattung gleichsam noch einmal eine letzte Weihe gegeben zu haben. Diese bestand darin, den Toten der Flamme, also dem Feuer, der Wärme auszusetzen, die ja in Gestalt der Sonnenwärme für den germanischen Bauern so überaus bedeutsam war. Weil man die dem Toten mitgegebenen Beigaben auch späterhin sich nicht vom Toten wegdenken konnte, sie nur ihm gehörten, so wurden auch sie der Feuerweihe des Verstorbenen unterworfen, ehe sie in das Grab gelegt wurden. Opferfeuer wurden im Gedenken an höhere Mächte angezündet. Es ist wohl gerade für die bronzezeitlichen Germanen anzunehmen, daß die Totenfeuer im Gedenken an die höhere Mächte (Sonnenkraft) angelegt wurden. Diese Mächte sollten wie im Leben so auch späterhin dem Toten gut Freund sein. Durch die Feuerweihe erhielt die ganze Feierlichkeit der Beerdigung eine höhere Bedeutung. Gerade die letzte Ehrung, welche die Angehörigen dem Toten erwiesen, war besonders für das nicht anzunehmen. Diese Anschauung vertritt u. a. Ströbel, Nordischer Totenglaube zur Jungsteinzeit, in: Die Feuerbestattung, 1936, Nr. 2.

¹¹⁾ Vgl. hier u. a. L. Franke, Totenglaube u. Totenbrauch, Sudeta 4, 1928, S. 165, 166.

¹²⁾ Eine Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten über die Leichenverbrennung findet sich in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 5, Sp. 1101ff.

¹³⁾ An dieser Stelle verweise ich jetzt schon auf meine Habilitationsschrift „Die Toten im Brauchtum der germanischen Vorzeit“ (in Vorbereitung).

¹⁴⁾ Wilke, Leichenverbrennung, in: Ebert Real-Lex. der Vorgeschichte, Bd. 7, S. 278.

der Kultur nach hochstehende Bauernvolk der Germanen eine sehr wichtige Begebenheit, daher die Ablösung des Brauches der Ganz-Bestattung durch die Verbrennung. Der Glaube an ein Weiterleben des Toten hat immer bestanden und zwar unabhängig von Beerdigung und Verbrennung, wie es uns die Vorzeitfunde und das Brauchtum des deutschen Volkes immer wieder beweisen¹⁵⁾. Dagegen ändern sich die Vorstellungen der Germanen von den höheren Mächten. Während in der Bronzezeit in Bezug auf die Götterlehre stärker sinnbildlich gedacht wurde, folgt darauf eine Zeit der persönlichen Gottheiten als Verkörperer der höheren Mächte.

¹⁵⁾ Ausführlicher berichtet über dieses Gebiet mein Aufsatz „Zur Frage der Leichenverbrennung bei den Urgermanen“ in: *Mannus* 1936, Heft 4, S. 457 ff.

II. Sündberichte.

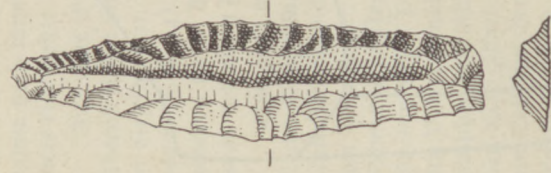
Die Geschichte der Landschaft um den Tillwalder-See auf Grund von Bodenfunden.

Waldemar Seym, Marienwerder.

Wie stets verdanken wir die Erforschung eines kleinen Teilgebietes der Arbeit eines einzigen für die Geschichte seiner engsten Heimat begeisterten Mannes. Die gesamten Bausteine für die Geschichte der Landschaft um den Tillwalder-See auf Grund von Bodenfunden, also von der Vorgeschichte an, haben Herr Lehrer Kuppelt, der früher in Tillwalde, wohnte, jetzt das Stadt. Museum zu Marienburg leitet, und für den Raudnitzer Winkel Herr Kantor Schiforra-Raudnitz, zusammengetragen. Beide haben auch die großen Grabungen in dieser Gegend veranlaßt, und gemeinsam mit ihnen habe ich die Untersuchungen angestellt. Bis vor 3 Jahren wußte man über die Geschichte dieser Landschaft in der Vorzeit noch nichts. Drei Jahre Arbeit ergeben folgendes Bild:

Unsere Landschaft, die zwischen dem Geserich-See und dem N. O. Zipfel des Labenz-Sees dicht an der Sumpfstrecke liegt, die sich vom Labenz-See zum Geserich-See hin erstreckt und die durch den „Mittelwald“, die höchste Erhebung des Kreises Rosenberg, beherrscht wird, ist in der Vorgeschichte bereits dicht besiedelt gewesen. Es liegt dies vielleicht an den vielen kleinen Seen, die heute allerdings zum größten Teil bereits verlandet sind und als Wiesen ausgenutzt werden. Diese kleinen Seen reizten einst zur Ansiedlung: die Speisekammer mit dem ganzen Reichtum an Fischen stand stets zur Hand. Sie dienten in Zeiten der Not auch als Schlupfwinkel, und die Böden an ihnen waren, weil sie aus leichten Sanden bestanden, nicht mit Wald bedeckt.

Ein ganzes Netz von Siedlungen bedeckte in der Steinzeit das Land. Feuersteinsplissen und Feuersteingeräte finden sich in großer Menge auf diesen Plätzen, aber nicht eine einzige irdene Scherbe aus jenen Tagen konnte bisher geborgen werden. So bleiben zum genaueren Festlegen der Zeiten innerhalb der Steinzeit nur Geräte übrig, die durch die Art der Bearbeitung und durch ihre Form einen Anhalt für die Zeitbestimmung geben. Wie lange aber derartige Merkmale noch in die folgenden Zeiten weiterleben, bis die alten Formen absterben und die neuen allein herrschen, das entzieht sich ganz unserer Kenntnis. So ist es also auch nicht möglich, festzustellen, wie dicht das Land zu einer bestimmten Zeit besiedelt gewesen ist. Wenn auch über ein Duzend von Stellen festgestellt werden konnte, an denen Feuerstein verarbeitet worden ist, so erstrecken sie sich doch über einen Zeitraum von 2000 Jahren. Auffallend dicht liegen die Feuersteingeräte am Westhang vom Mittelwald, auf der Halbinsel im Eyrol-See und auf einem kleinen Hügel, der sich dem Hauptmassiv nach dem Tillwalder See zu vorlagert. Das Südufer des Eyrol-Sees ist weniger dicht besiedelt. Dort finden sich nur 2 kleine Sandhügel (13, 14). Einzelne Typen der Geräte gehören noch der Mittleren Steinzeit an, auch die Art der Bearbeitung — die ty-



1



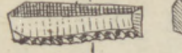
2



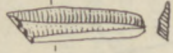
3



4



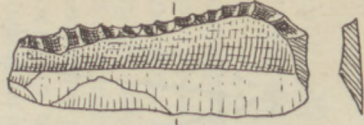
5



6



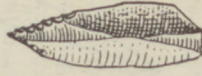
7



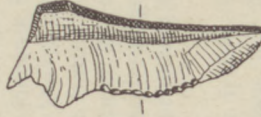
8



9



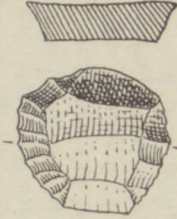
10



11



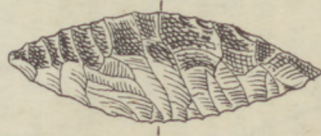
12



13



14



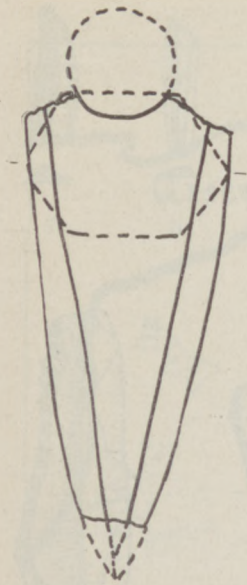
15



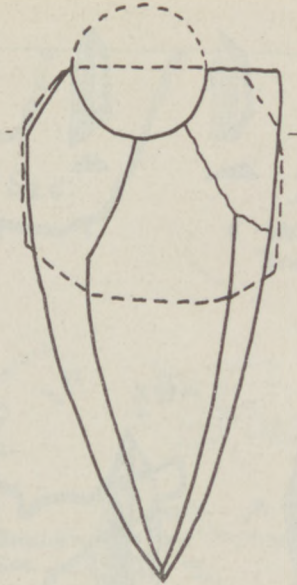
16



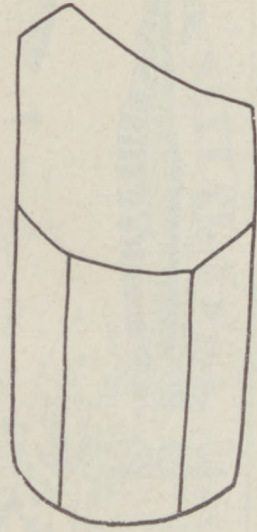
17



18

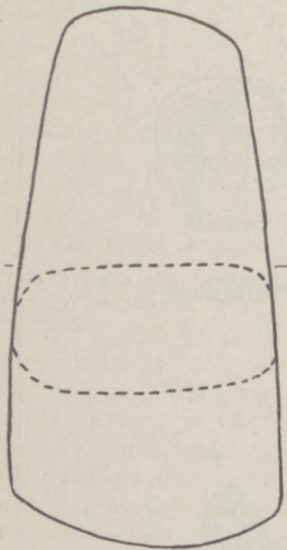


19

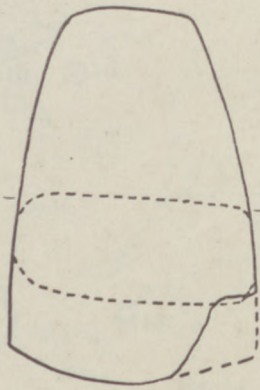
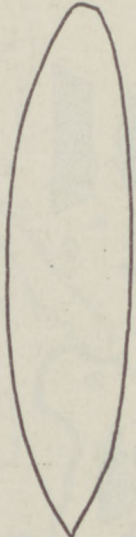


20

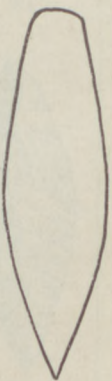
Gekantete Steinärzte.



21



22



pische Steildengelung — weist sie jenen fernen Zeiten zu. Aber, wie bereits gesagt, ist damit noch immer nicht bewiesen, daß sie in jenen Tagen auch hergestellt sind. Ich biete eine ganze Reihe von diesen Geräten.

Die erste Gruppe (1—14) ist in der Technik der mittleren Steinzeit hergestellt. Überall findet sich die steile und feine Dengelung. Auch die Formen weisen diese Geräte in dieselbe Zeit. Nr. 1 macht entschieden von allen Geräten den altertümlichsten Eindruck (f. O. 14). Wenn auch die Formen von Stielspitzen stark verwaschen sind, gehören sie m. A. doch ebenso wie 1 dem Swidry-Typus an. Dem Tardenoisien, und zwar vor allem der jüngsten Stufe, weise ich die Geräte 2—14 zu.

Eine ganz andere Technik verraten die Geräte der zweiten Gruppe (15 ff.): ganz flache Dengelung. Diese Art der Bearbeitung zeigt sich besonders deutlich auf der einen Weidenblatt ähnlichen Pfeilspitze (Abb. 15). Diese ist wie die kleinen herzförmigen Pfeilspitzen zeitlich zu bestimmen (Abb. 16 u. 17). Sie gehören dem Volke der Schnurkeramiker an, sind also frühestens am Ende der jüngeren Steinzeit entstanden. Gräber dieses Volkes, das das Zusammenschmelzen der Völker der Mitte Europas zu der Völkergruppe der Indogermanen herbeigeführt hat, hatten wir in einigen Hügelgräbern zwischen dem Mittelwald und dem Tillwalder See vermutet. Die Grabung ergab aber, daß diese Hügel Dünenbildungen waren. Diesem Kampfesfreudigen Volke gehört auch ein Teil der Geräte aus Feldgestein an. Einige Äxte, besonders die mit abgekanteten Ecken, stammen aus jüngeren Tagen. (Abb. 18—20).

Für die gesamte Bronzezeit und den Beginn der frühen Eisenzeit sind sichere, sorgfältig beobachtete Funde noch nicht gemacht worden, wir sind für diese Zeiten mehr oder weniger nur auf Vermutungen angewiesen.

Aus dem Ende der Frühen Eisenzeit aber und vor allem dem bisher fast ganz in Dunkel gehüllten Übergang zur sogen. röm. Kaiserzeit treten uns Funde über Funde entgegen. Leider sind gerade die großen Hügelgräber der Frühen Eisenzeit fast ohne Ausnahme den Steinsuchern oder dem Pfluge zum Opfer gefallen. Aber wenigstens konnten noch Stellen im Gelände festgelegt werden, an denen einst derartige Gräber in der letzten Zeit zerstört worden sind. Über den Bau im Einzelnen oder über die Form der Urnen und die Bestattungssitte, ob Überreste vom Scheiterhaufen festgestellt werden konnte, das alles, was uns heute zum Bestimmen der Zeit so unendlich wichtig ist, das konnten die Männer, die einst die Steinsetzungen zerstört haben, nicht mehr sagen. Besonders der Bau der Chaussee von Dt. Eylau nach Raudnitz und der der Chaussee Dt. Eylau-Saalfeld hat zum Verwerten der großen Steinkreise, diesen Zeugen aus fernen Tagen, geführt. Es ist kaum zu glauben, daß sogar noch 1927 von einem Bauer ein solches Riesengrab in Tillwalde (f. O. 22) zerstört werden konnte. Und trotzdem er die Anlage als ein Grab erkannt haben mußte, — es standen zahlreiche Urnen in ihm — machte er keine Meldung an die zuständigen Stellen. Ein sicher sehr interessantes Grab (f. O. 23) lag kurz vor dem Gut. Innerhalb eines ungefähr 30 m im Durchmesser großen Steinkreises hatte man eine sorgfältig gebaute Steinkiste mit senkrechten Wänden gefunden. Ein Satteldach aus großen, flachen Steinplatten wäre über der Steinkiste gewesen. Diese Steinplatten wären so groß gewesen, daß ein einzelner Mann sie nicht hätte bewegen können. Über die Form der Urnen wußte der Arbeiter nichts mehr. 35 Jahre waren bereits vergangen. Gerade dieses Grab mit seinem eigenartigen Bau hätte uns so manche Aufschlüsse über die Volkszugehörigkeit der einstigen Bewohner dieses Gebietes geben können. Man begann erst in allerjüngster Zeit sich auch um diese Dinge in Tillwalde zu kümmern. Herr Ruppelt und Herr Siedler Schrage in Tillwalde und Herr Kantor Schiforra-Raud-

nitz paßten auf. Herbst 1932 hatte Herr Schrage dicht hinter seiner Siedlung eine Steinpackung gefunden und in ihr Scherben (f. O. 26). Der Vertrauensmann Herr Prof. Dr. Ehrlich eilte auf die Meldung herbei. Es wurde wenigstens die Grabkammer mit den Urnen untersucht, der Steinkreis wurde für das nächste Frühjahr gelassen. Leider hatte der Pflug die Anlage bereits etwas zerstört. Sämtlichen Urnen war der Hals abgepflügt worden.



Abb. 23. Hügelgrab mit gestörter Grabkammer, neben ihr die Aschengrube.

Aber der Bau der Urnen, besonders der runde Fuß der Urnen sagt ganz klar: Hier haben einst baltische Völker gewohnt, die allerdings in mancher Hinsicht bereits unter dem Einfluß ihrer Nachbarn, der Germanen, standen. Das Alter des Grabes wird durch den Bau der Grabkammer bestimmt. Es wird nicht mehr eine Steinkiste gebaut, sondern nur ein Pflaster, dessen Außenrand etwas erhaben ist: ein typisches Latenepflaster. Der Schmuck, der sich in einer Urne fand, trägt ein viel älteres Gepräge. Er besteht aus mehreren Abschnitten aus röhrenartig gewundenem Bronzedraht und einem Knopf (stumpfer Kegel mit geradem Steg). Die verhältnismäßig junge Form der Grabkammer zeigt aber, daß Schmuckformen sich hier fast ein ganzes Jahrtausend, ohne sich irgend wie zu verändern, gehalten haben. Gleichaltrige Gräber aus dem Frühgermanengebiet (Neumark, Kr. Stuhm, Gr. Peterwitz und Gunthen, Kr. Rosenburg) zeigen denselben Schmuck.

Der Mittelwald mit seinen Gräbern führt in dieselbe Zeit. Im Winter 1934/5 hatte der Bauer Wessolek beim Stubbenroden eine Urne gefunden und meldete es

sofort Herrn Lehrer Kuppelt (f. O. 30/32). Im ersten Frühjahr begann die Grabung. Sie wird noch Jahre dauern. Eine Bestattungsart trat uns hier entgegen, wie wir sie in Westpreußen bisher nur in Kl. Stärkenau angetroffen hatten, aber hier in Tillwalde viel vielgestaltiger als dort. Auf Schritt und Tritt zeigte der Bau der Gräber: Etwas Neues zieht ein, wir stehen in einem Umbruch. Im November 1935 gruben wir das der Form nach älteste Grab aus (f. O. 27). Wieder ein gewaltiges Hügelgrab. Lei-

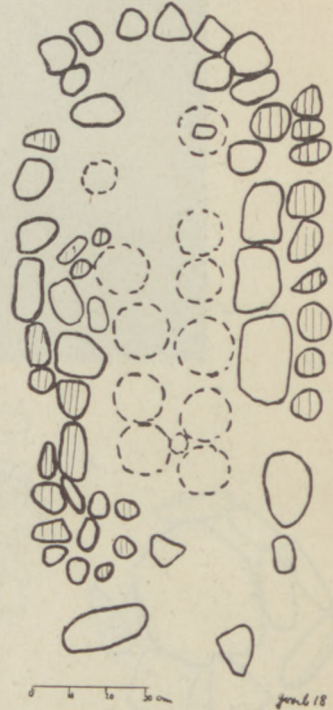


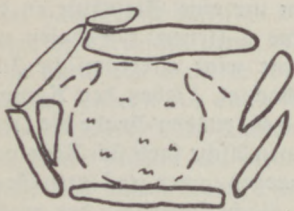
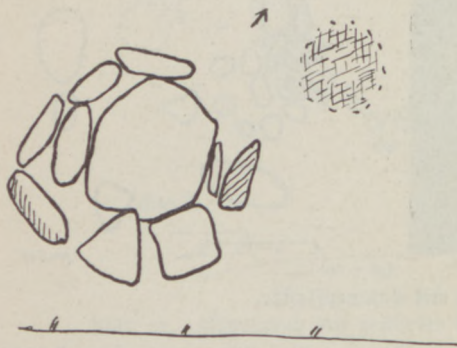
Abb. 24—25. Grab 18 mit Latèneplaster.

der war die Grabkammer vor einigen Jahren zerstört worden. Aber wenigstens konnte an den Scherben das Alter des Grabes festgestellt werden. In einem Steinkreis von 16 m Durchmesser hatte man die Aschengrube und neben ihr eine Steinkiste in das Erdreich eingelassen. In der Steinkiste haben mindestens 2 Urnen, 3 Schalen und 3 kleine Beigefäße gestanden. Besonders die größte Urne zeigt altertümliche Züge durch 3 aufgelegte Leisten. Beigaben wurden nicht beobachtet. Neben der Kammer hatte man in einer von einem Steinkreis eingefassten, flachen, runden Grube die Überreste vom Scheiterhaufen ausgeschüttet. In der tiefschwarzen Asche fand sich Reste vom feinem Leichenbrand. Der ganz grobe Leichenbrand lag dagegen in der zerstörten Grabkammer. Mit einer dünnen Schicht Lehm war die ganze Fläche innerhalb des großen Steinkreises bedeckt. Tief zu bedauern ist, daß die Grabkammer vor drei Jahren zerstört worden ist. Der Bauer Mrosz hatte garnicht gemerkt, daß Scherben zwischen den Steinen lagen. (Abb. 23).

An dieses Grab schließt sich das große Gräberfeld an. Aber diese Gräber sind auf Grund ihres Grabbaus jünger. Außerdem verraten diese Gräber, daß die einst



Abb. 26a.



0 10 20 30 40 50 cm

Abb. 26b. Mittelwald, Grab 6.
Urne in einer Steinsetzung, neben ihr die
Brandgrube.

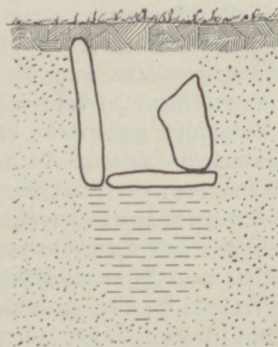


Abb. 27. Leere Steinkiste auf der
Brandgrube.



Abb. 28. Mittelwald Gr. 27. Auf einer Brandgrube steht in einer Steinpackung die Urne mit dem reinen Leichenbrande.

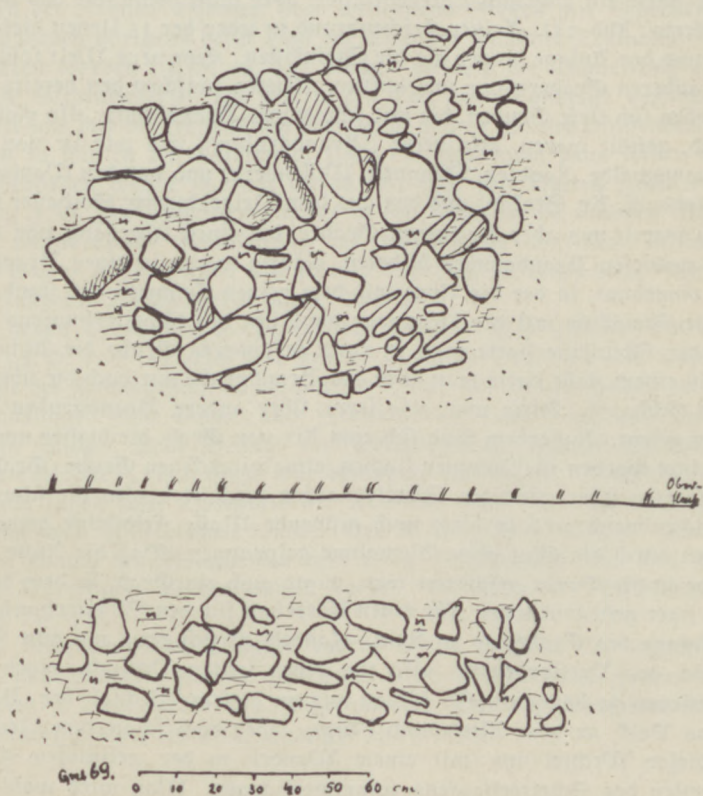


Abb. 29. Brandgrube, in die Steine geworfen sind. Die Steine sind durch die Glut zerrissen.

hier wohnenden baltischen Völker unter dem Einfluß der Germanen geraten sind: Das baltische Zügelgrab, also ein Grab mit einem aufgeschütteten Zügel verschwindet. Es wird abgelöst durch ein Flachgrab, also eine unterirdische Anlage. Die Gefäßform bleibt aber gut baltisch. Fast ohne Ausnahme haben Schüsseln und Gefäße einen runden Boden. Nirgends taucht ein germanischer Stöpseldeckel auf.

Eigentümlich, uns heute schwer verständlich, ist die Tatsache, daß ausgerechnet die Bestattungssitte von den Nachbarn so leicht übernommen wird. Der Frühgermane hatte seine Verstorbenen auf dem Scheiterhaufen verbrannt, die glühenden Knochen mit einer Flüssigkeit abgeschreckt und den Knochengruß in eine Urne getan, diese in großen oder kleinen gewöhnlich viereckigen Steinkisten beigefetzt. Die Asche des Scheiterhaufens hatte er nicht beachtet, ihr keine Bedeutung beigemessen. Sehen wir uns unsere Gräber auf dem Mittelwalde an!

Kleine Steinkisten, runde und viereckige, aber auch Urnen, frei im Sande oder auf einem Stein stehend. Um andere stehen einige Steine. Der Leichenbrand ist bei einigen Gräbern ohne jede Urne in eine Grube geschüttet worden oder sogar in eine kleine Steinkiste getan. In allen diesen Fällen ist der Leichenbrand rein ohne jede Beimischung von Asche. Beigaben fehlen fast gänzlich, wie es für Frühgermane und Balten in jenen Tagen üblich ist. Das Neue zeigte sich aber in anderen Gräbern. Ein großes Grab hatte ein richtiges Latenepflaster, aber nicht mehr wie das bei Schrage einen Steinkreis (Abb. 24). Keiner Leichenbrand in jeder der 13 Urnen dieses Grabes. Also auf Grund der Anlage jünger als die Steinkisten. Eine neue Welt sollte sich aber erst noch in anderen Gräbern vor uns auf tun. Mitten zwischen den bereits bekann ten Gräbern fanden sich tiefe Gruben, die mit schwarzem Brandschutt, also Holz asche und Leichenbrand, gefüllt waren, also reine „Brandgruben“, wie wir sie von den Burgunden (Braunswalde, Ronsen, Neuguth, Willenberg) und von den Wandalen an der Weichsel (Neudorf, Kr. Stuhm) und den aus dem Neidenburger Soldauer Gebiet her kennen. Neu waren uns aber diejenigen Gräber, die einen Übergang von der Steinkistenkultur zu diesen Brandgruben bildeten. Häufig waren in einer Brandgrube die Steinkisten eingebaut, in der die Urne mit dem reinen Leichenbrand stand (Abb. 28), oder über die Steinkiste mit der Urne war die Asche des Scheiterhaufens geschüttet, oder neben der Steinkiste hatte man in einer besonderen Grube die Asche geborgen (Abb. 26). In einem Falle hatte man über der Brandgrube nur noch die übliche Steinkiste gebaut (Abb. 27). Diese war also leer. Über andere Brandgruben hatte man Steinplatten gelegt. Außerdem fand sich eine Art von Grab, die bisher nur im Samlande beobachtet worden ist: In einer flachen, etwa viereckigen Grube (Grab 69) hatte man die gesamten Überreste vom Scheiterhaufen geschüttet, also die schwarze Asche und den Leichenbrand, und in diese noch glühende Masse Feldsteine geworfen. Die Steine waren durch die Glut ohne Ausnahme gesprungen. Daß die Asche in glühendem Zustande in die Grube geschüttet war, zeigte auch ein Grab, in dem der lehmige Untergrund hart gebrannt war. Für einen Unterbau für den Scheiterhaufen, dazu ist m. A. die Anlage des Grabes 69 zu klein. Handelt es sich etwa um eine Steinigung der Überreste des Verstorbenen, also um einen letzten Versuch, einen vom Dämonen Besessenen zu bannen? So fühlen wir an diesem Wechsel der Bestattungsart, wie das Volk an dem Alten noch hängt, aber doch schon zum Neuen greift. Es kann dieser Wechsel nur mit einem Wandel in der religiösen Haltung zu den Aschenresten des Scheiterhaufens zusammenhängen. Man wird wohl jetzt nicht nur in den Knochenresten den Träger der Kräfte des Verstorbenen für das Jenseits gesehen haben, sondern auch in dem Fleische, das durch das Feuer des Scheiter-

hausens verzehrt, aber in den Aschenteilen doch noch erhalten war. Heute ist bereits festzustellen, unter wessen Einfluß dieser Wandel der religiösen Anschauung im Tillwalder Gebiet stattgefunden hat: Es sind die Wandalen des Neidenburger Winkels. Das ist das Neue, das Tillwalde der Urgeschichte Ostpreußens in diesem Gräberfelde gegeben hat. Das Gräberfeld ist noch lange nicht ausgebeutet. Sehr weitläufig ist es angelegt. Bis zu 10 m liegen die Gräber von einander entfernt. Trotzdem sagt der große Plan, auf dem jedes Grab eingetragen wird, daß die bisher gehobenen 107 Gräber in 3 Gruppen angelegt sind. Jede Gruppe bietet dieselbe Mischung von alten und neuen Grabformen. Demnach handelt es sich nicht um ein Gräberfeld, das fortlaufend belegt worden ist, — es lägen dann zusammen die älteren Grabformen, an die sich die jüngeren angeschlossen —, sondern um wenigstens drei Sippen, besser Familien, die zu derselben Zeit auf drei verschiedenen, aber dicht neben einander liegenden Kuppen ihre Toten begruben. Um dies uns ganz neue Problem zu erforschen, vor allem um festzustellen, ob nicht doch auch die um Christi Geburt an der Weichselmündung einwandernden Goten ihre Toten auf diesem Gräberfelde ebenfalls begraben haben, muß die Grabung trotz der hohen Kosten fortgesetzt werden *).

Noch an zwei anderen Stellen des Mittelwaldes fanden sich Scherben und Leichenbrand, also untrügbare Zeichen für zerstörte Gräber. Diese sind ebenjowenig untersucht worden wie die auf dem Massiv ebenfalls aufgetauchten Siedlungsreste. Siedlungen der frühen Eisenzeit oder wenigstens Stellen mit Scherben dieser Kulturperiode waren übrigens beim Bau der Chaussee Raudnitz-Tillwalde vor 2 Jahren durchschnitten worden (f. O. 18, 19). Leider meldete die Bauleitung erst das Auftauchen der Siedlungsreste, als bereits ein Teil der Grundrisse vernichtet war. So mußten wir uns mit der Feststellung begnügen, daß es sich um Pfostenbauten handelte, also genau so wie in Kl. Stärkenau. Über die Herzform kann leider nichts gesagt werden. Geborgen wurde nur ein Gefäß mit dem den Balten eigenen runden Fuß (Abbildung f. O. 18). Außerdem tauchte in der Raudnitz am nächsten liegenden Siedlung eine trichterartige Steinsetzung auf, wie wir sie noch nicht beobachtet haben. Ein Grab war es nicht. Gefüllt war sie mit Erdreich, im dem einige Scherben und ein sofort verfallendes Knochengerät lagen (Abb. 30).

Dem neuen Volke, den Goten/Gepiden gehören nicht weniger als vier Gräberfelder an (f. O. 35—38). Ein Feld mit 30 Gräbern wurde in dem tiefen Einschnitt am Ostende des Labenz-Sees durchschnitten (f. O. 38). Brandgruben mit Urnen oder reine Schüttungen ohne Urnen, auch Skelettgräber fanden sich vor. In vielen Gräbern wenig Silber, mehr Bronze- und Perlenschmuck, typische Formen der Gotenkultur um Osterode¹⁾. Ein Grab war besonders interessant: Innerhalb einer kleinen Steinsetzung lagen zwei Bronzefibeln. Also ein Grab für eine verunglückte Frau, deren Leiche man nicht bergen konnte. Ein Kenotaphion (Abb. 3). Das Gräberfeld gehört auf Grund der Fibelformen dem 2.—4. Jahrhundert an. Die Fibel mit angegossener Nadelhülse ist die jüngste Form. Sie leitet zur Völkerwanderungszeit über (Abb. 32—42).

Beim Bau derselben Chaussee wurde unten im Tal ein zweites Gräberfeld (f. O. 37) ange schnitten, das die Goten auf einer Siedlung der frühen Eisenzeit angelegt hatten (2 Brandgräber) (2. Jahrhundert). Beide Gräberfelder wurden nur so weit untersucht, als der Bau der Chaussee es forderte.

*) Ein neues Gräberfeld auf dem Mittelwald ist 1937 gemeldet worden.

1) Vergleiche: Anorr, Ein Außenleiter. Ostpreußen II, S. 49 ff.

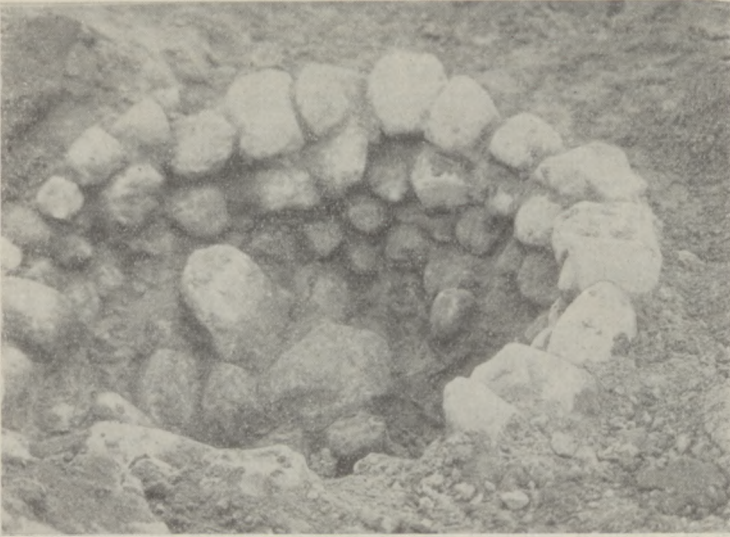


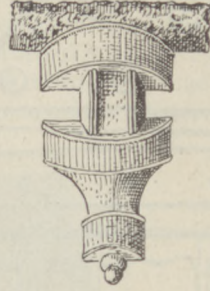
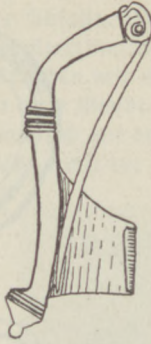
Abb. 30. Kaudnitz: Große trichterförmige Steinsetzung, deren Zweck nicht klar ist.
[D : 2.30, H : 0.90 m.]



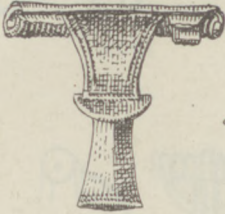
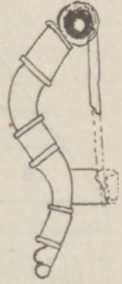
Abb. 31. Grab II. Kaudnitz: Ein Leer-Grab (Kenotaphion): In einer kleinen Steinsetzung liegt eine Fibel. Unter ihr fand sich eine zweite.



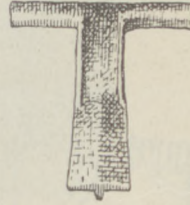
32



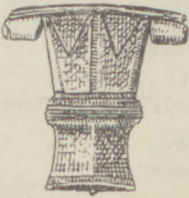
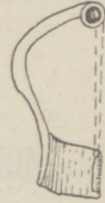
33



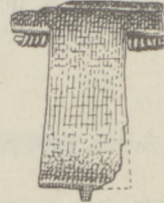
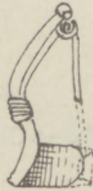
34



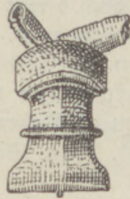
(Eisen) 35



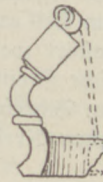
36



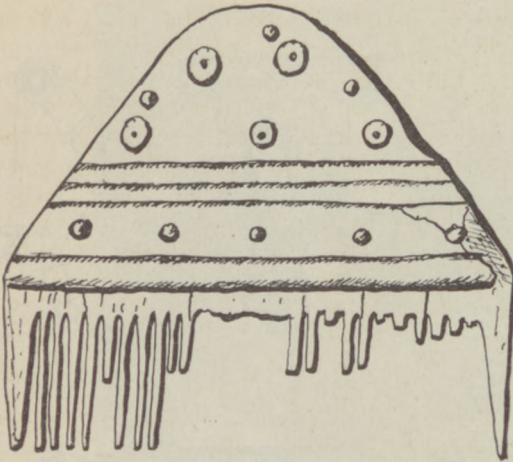
37



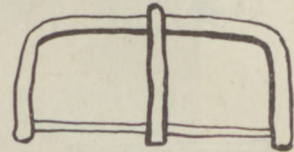
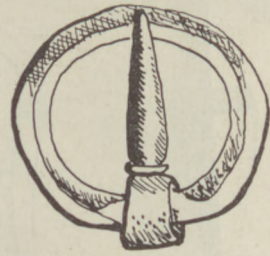
38



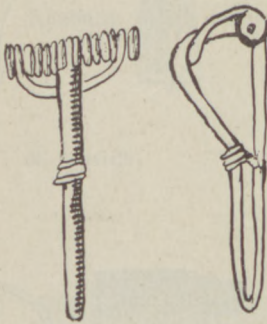
fibeln des 2. Jh. n. Zw.



39



40 a b



41



42

Die jüngste Fibel (4. Jahrh.)

Kamm, Schnallen und Fibeln des 2.—4. Jh. n. Zv.

Ein drittes Gräberfeld liegt in einer Schonung dicht am Geserichsee (f. O. 35). Hier fand der Bauernsohn Schlack Leichenbrand und zwei Fibeln (2/3. Jahrhundert).

Das vierte liegt zwischen dem Geserich-See und dem Tillwalder-See (f. O. 36). Die Spürnase desselben Jungen entdeckte auch dieses Gräberfeld. Eine Grabung ergab, daß es durch den Wind zum Teil ausgeweht war, an anderen Stellen war es 1914 durch Befestigungsanlagen zerstört worden. 12 Stellen wurden untersucht. Brandgruben und größere unterirdische Steinpackungen in der Nähe von Gräbern. 2. und 3. Jahrhundert. Als wichtigstes: Scherben mit Rädchentechnik, (wohl Periode D. Einfluß des masurisch-germanischen Kreises). Eine Siedlung liegt am Labenz-See (f. O. 34).

Mit dem dritten Jahrhundert scheint der Gote/Gepide hier bereits abgezogen zu sein. Reste bleiben aber noch im Lande. Wann der nach der Weichsel zu vordringende Balte dieses Gebiet besetzt hat, das ist nicht festzustellen. Preussische Scherben

der jüngsten Periode finden sich auf einem Hügel am Labenzsee. Wohl fanden wir am Tillwalder See Abfallgruben mit preußischen Scherben (f. O. 44), darunter auch ein Gefäß von ganz altertümlicher Form ¹⁾. Da aber auch Scherben deutscher Kolonial-Keramik, also Scherben mit Salzglasur, die unsere Tone schwarz färbt, in dieser Grube lagen, gehört diese Grube bereits der Ordenszeit an. Übergänge von preuß. zu deutscher Keramik fand sich auf dem Hügel am Labenzsee (f. O. 40). Die preußische Keramik ist also nicht sofort mit der Ansiedlung des deutschen Bauern verdrängt wor-



Abb. 43. Gefäß aus dem Beginn des 14. Jh.

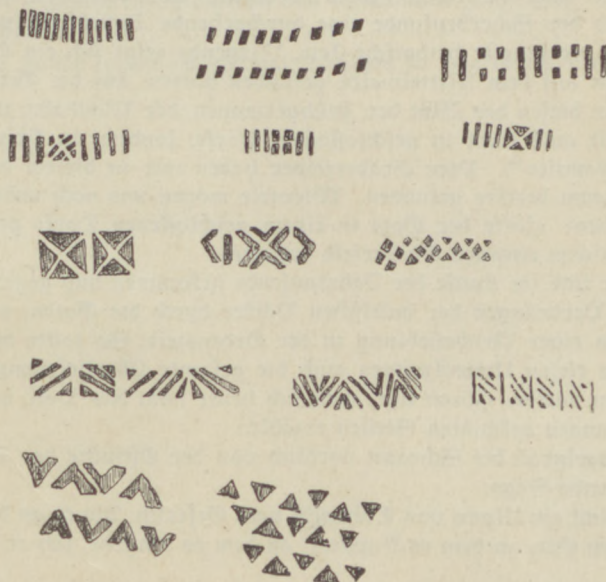


Abb. 44. In Rädchentechnik hergestellte Verzierungen auf deutschen Gefäßen des 14.—17. Jahrhunderts.

¹⁾ Vergl. Knorr, Ein Außenjeiter. Altpreußen II, S. 49 ff.

den. Die übrigen Siedlungen, in denen sich diese deutsche Salzglasur vorfand, liegen ohne Ausnahme in dem Bezirk des heutigen Dorfes (S. O. 41—45). Die genaue Zeit wird durch einen Bronzeschmuck bestimmt. Die Ornamente auf der Gürtelschließe gehören der Renaissance an. Möglich ist, daß die durch Feuer zerstörten Schurzbohlenhäuser, die auf einem Fundament von Steinen im Lehmverbande lagen, in der Zeit der ersten Schwedenkriege von dem Schicksal ereilt worden sind. In dieselbe Zeit führt auch eine in Schlickermalerei reich bemalte Scherbe. Wichtig ist der Reichtum an Mustern der Verzierungen in Rädchentechnik auf der Schulter und auch auf dem Rande der Gefäße (Abb. 44).

Das jetzige Dorf steht also auf derselben Stelle wie einst das Dorf der Ordenszeit. Tillwald wurde zwischen 1316 u. 1326 zur Ansiedlung ausgegeben¹⁾. Wie siedelten aber die Völker, die in vorgeschichtlicher Zeit dieser Landschaft bewohnt haben? Die Völker der Steinzeit wohnten auf den Sandflächen in der Nähe von Gewässern, besonders zwischen dem Tillwalder- und Fyrol-See. Für die Folgezeit gibt die Anlage der Gräber uns bis jetzt hier die einzige Auskunft. In der frühen Eisenzeit und dem sich anschließenden Latene haben wir es mit einer Streusiedlung zu tun (genau so wie in Neumark im Latène). Jede Familie (im weiteren Sinn) begrub ihre Toten in einem familienerbbegräbnis, in der älteren Zeit in großen Hügelgräbern, in der Zeit kurz vor Christi Geburt in Einzelgräbern, die aber wenigstens auf dem allen gemeinsamen Friedhof in Gruppen zusammenlagen. Die Siedlungen lagen in der Nähe. Nicht wurden die Toten wie in Kl. Stärkenau im Dorfe selbst begraben. Die neuen Herren, die Goten/Gepiden, legen ihre Friedhöfe an anderen Stellen an, brechen also mit der alten Überlieferung. An einer Stelle legen sie ihr Gräberfeld auf einer Siedlung der frühen Eisenzeit an. Mit anderen Worten: die baltischen Ureinwohner werden von den neuen Herren verdrängt. Das zeigt sich auch in den Gefäßen der Gräberfelder. Nur der kleine Hügel nordöstlich vom Labenz-See (S. O. 17, 34), zeigt auf Grund der Scherbenfunde eine durchgehende Besiedlung von der frühen Eisenzeit bis in die jüngste heidnische Zeit. Nirgends zeigt sich ein Einfluß der Gefäße, wie wir sie auf dem Mittelwalde gefunden hatten, auf die Gefäße der Goten, wohl zeigt sich in diesen das Blut der Frühgermanen, der Wandalen und Burgunden. Der Gote siedelt auch nicht in geschlossenem Dorfe, sondern in kleineren Gruppen, etwa in einer Familie²⁾. Vier Gräberfelder haben wir in diesem doch verhältnismäßig engen Raum bereits gefunden. Wieviele mögen uns noch unbekannt sein und wohl auch bleiben? Hätte der Gote in einem geschlossenem Dorfe gesessen, hätte er seine Toten in einem einzigen Gräberfeld bestattet.

Die Völker sind im Laufe der Jahrtausende gekommen und gegangen. Wir hörten von einem Verdrängen der baltischen Völker durch die Goten, von der Völkerwanderung, von einer Neubesiedlung in der Ordenszeit. So sollte man doch annehmen, daß bei so tiefen Umwälzungen auch die gesamte Überlieferung doch in einem Raume abreißen würde. Hören wir, was sich heute noch das Volk von einigen, uns durch die Grabungen bekanten Stellen erzählt.:

An das Hügelgrab bei Schrage, nördlich von der Ostspitze des Tillwalder Sees knüpft sich folgende Sage:

„Es ging einst ein Mann von Tillwalde nach Geserich. Als er an den klepaschisna kam, d. h. an den Ort, an dem es klappert, an dem es umgeht, sah er auf dem Berge

¹⁾ Kaufmann: Gesch. d. Kreises Rosenber.

²⁾ vgl. Engel: Das gotische Gräberfeld von Thomareinen, Kr. Osterode. Altpreußen I. Heft 2.

zwei Jungfrauen stehen, die ihm zuwinkten. Die eine war weiß, die andere war schwarz gekleidet. Die in schwarzem Kleide sah verweint und verhärmt aus. Beide baten ihn, er möge ihnen doch einen goldenen Schmuck kaufen. Dem Mann taten die Mädchen leid. Er ging und kaufte den Schmuck. Die Mädchen sahen ihn von weitem kommen, liefen ihm entgegen. Der Mann gab ihnen den Schmuck. Als sie zusammen auf den Berg gegangen waren, verschwanden plötzlich die Mädchen. Der Mann ärgerte sich auf dem Heimwege über sein zu gutes Herz. Er freute sich aber doch, wenn er an das verhärmt Mädchen dachte und wie ihre Augen geleuchtet hatten, als er ihr den Schmuck gab. Als er am nächsten Tage vor die Haustüre trat, lag das Goldstück, das er für den Schmuck gezahlt hatte, auf der Schwelle."

Von den Mittelwald erzählt man sich:

„Ein Schäfer hütete vor vielen, vielen Jahren auf dem Mittelwald seine Herde. Da erschien ihm eines Tages ein schwarzer Mann. Dieser verbot ihm, auf dem Mittelwald zu hüten. Dem Schäferhunde hatten sich die Haare gestäubt, als der schwarze Mann kam. Jahre vergingen. Der Schäfer vergaß das Gebot. Er führte eines Tages wieder seine Herde auf den Mittelwald. Da wurden plötzlich die Kühe wild, rannten weg. Am Abend geben die Kühe keine Milch. Der Bauer jagte in seinem Ärger den Sirten weg.“

Von einem Hügel südlich vom Windmühlenberg an der Westecke des Tillwalder Sees hören wir:

„Auf diesem Hügel schnattert es wie von Gänsen, dort brummt es, dort rasselt es mit Ketten um Mitternacht“¹⁾).

So manche Sage mag in Tillwalde noch umlaufen. Aber die Alten, die Wissenden, sind so spröde, so zurückhaltend und scheu. Sie fürchten, daß sie in der neuen Zeit wegen dieser alten Gespenstergeschichten verlacht würden. Dankbar wären wir ihnen gerade für diese Geschichten. Sie geben uns so manchen Fingerzeig, wo wir den Spaten anzusetzen haben.

(Sämtliche Funde liegen im Heimat-Museum zu Marienwerder.)

Neue Bodenfunde.

1. 7. — 31. 9. 1936 *).

(Fortsetzung)

Kreis Pr. Eylau.

- Globuhnen 27. 7. Amtliche Grabung ergab fünf Siedlungsgruben unbestimmter Zeitstellung.
 Sollnicken 23.—29. 9. Amtliche Grabung ergab frühkaiserzeitliches Urnengrab und mittelalterliche Siedlung.
 Thomsdorf 28. 7. Pfleger Lehrer Lemcke sandte eine vom Arbeiter Korinth gefundene Steinart ein.

Kreis Pr. Golland.

- Dargau 10. 7. Pfleger Lehrer Czechanowski sandte ordenszeitliche Scherben ein.
 Robitten 16. 7. Pfleger Lehrer Czechanowski sandte ordenszeitliche und einige vorgeschichtliche Scherben von einer Siedlung am Mühlenberg ein.
 Weesenhof 11. 7. Amtliche Untersuchung von 6 Herdstellen unbekannter Zeitstellung durch Pfleger Lehrer Czechanowski.

Kreis Rastenburg.

- Dönhofsstadt — Vw Colbienen 27. 9. Lehrer Schrang meldete bronzenes Tüllenbeil. Im Heimatmuseum Rastenburg.
 Drengfurt s. 8. Reichsbahndirektor Goltz in Berlin sandte Steinart zur Aufnahme ein.

Kreis Rößel.

- Polke im 6. 8. Amtliche Flurbegehung.
 Sauerbaum 4. 9. Lehrer Fromm in Allenstein meldete Feuersteinbeil. Im Heimatmuseum Allenstein.

Kreis Sensburg.

- Alt Rudowken 13. 8. Amtliche Flurbegehung durch Pfleger Lehrer Strehlau.
 Brödiennen 14. 9. Amtliche Untersuchung einer Brandgrube und eines Skelettfundes unbestimmter Zeitstellung durch Pfleger Lehrer Strehlau.
 Bruchwalde 5. 8. Untersuchung eines von Lehrer Lembowitz in Alt-Bagnowen gemeldeten Einbaumfundes durch Pfleger Lehrer Strehlau.
 Eichmeden 14. 8. Amtliche Flurbegehung durch Pfleger Lehrer Strehlau.
 Ruzen 15. 8. Amtliche Untersuchung einer von Bauer Lehrmann gemeldeten Brandstelle durch Pfleger Lehrer Strehlau.
 Lindendorf 4. 9. Pfleger Lehrer Strehlau sandte vermutlich kaiserzeitliche Siedlungsscherben und Bronzereste von 3 Fundstellen ein.
 Matheussiek 5. 9. Pfleger Lehrer Strehlau sandte Schneidenende einer Steinart ein.
 Neu Rudowken 13. 8. Amtliche Untersuchung einer von Lehrer Brodowski gemeldeten Fundstelle von Raseneisenerz durch Pfleger Lehrer Strehlau.

*; Druckfehlerberichtigung: In Altpreußen II, Heft 1, S. 30 muß es heißen:
 1. Januar bis 31. März 1936.

1) 1937 fand sich an dieser Stelle eine Glasperle der röm. Kaiserzeit.

- Nikutowen 16. 9. Amtliche Untersuchung einer kaiserzeitlichen Abfallgrube durch Pfleger Lehrer Strehlau.
 Sysdroy 6.—8. 7. Amtliche Untersuchung auf dem kaiserzeitlichen Gräberfeld durch Pfleger Lehrer Strehlau.

Kreis Stallupönen.

- Berninglauken 29. 9. Amtliche Flurbegehung durch Pfleger Lehrer Sterkau.
 Riddeln 14. 9. Pfleger Lehrer Sterkau übersandte Bruchstück einer Schaftlochart und meldete Geweihbruchstück.
 Oßnagorren 21. 9. Pfleger Lehrer Sterkau sandte ein von Erbhofbauer Zebmüller gefundenes Feuersteinbeil.

Kreis Tilsit-Ragnit.

- Alt Weynothen 11. 8. Museum Tilsit meldete geriefeten Bronzering. Im Heimatmuseum Tilsit.
 Tilsit-Moritzkehmen 14. 8. Museum Tilsit meldete ein von Bauer Gerull gefundenes Feuersteinbeil. Im Heimatmuseum Tilsit.
 Willmantienen 14. 8. Museum Tilsit meldete eine bei Regulierungsarbeiten gefundene Steinart und Urne. Im Heimatmuseum Tilsit.

Kreis Treuburg.

- Erlenthal 23. 7. Amtliche Untersuchung einer von Lehrer Gudlat gemeldeten Fundstelle durch Pfleger Lehrer Hoffmann ergab spätmittelalterliche bis neuzeitliche Siedlung.
 Rußowen 7. 7. Lehrer Kerrutt übersandte Steinart.
 Mierunsken 17. 8. Pfleger Lehrer Brigat sandte ordenszeitlichen Topf ein.
 Außdorf 24. 8. Lehrer Kolwa meldete Hügelgrab. Amtliche Flurbegehung am 24. 9. durch Pfleger Lehrer Brigat.
 Polommen 10. 7. Lehrer Swittag sandte völkerwanderungszeitliche Scherben ein.
 15. 7. Amtliche Untersuchung durch Pfleger Lehrer Hoffmann.
 Rothebude 16. 9. Lehrer Kurlenski meldete Urnenfund.
 Sawadden 29. 9. Pfleger Lehrer Hoffmann sandte Spinnwirtel ein.
 Sokolken 15. 7. Amtliche Untersuchung vermutlich neuzeitlicher Skelettreste durch Pfleger Lehrer Hoffmann.

Kreis Wehlau.

- Alt Wehlau 23. 7. Kreisoberinspektor Schibilla sandte Scherben aus der bekannten früh-eisenzeitlichen Siedlung ein.
 Bürgerdorf 25. 9. Schulrat i. R. Pacyna meldete Feuersteinpfeilspitze. Im Heimatmuseum Wehlau.
 Gr. Röwe 15. 9. Amtliche Begehung ergab Schaftlochart, Schneide einer zweiten und Doppelbeil mit eingeschnürtem Mittelteil.
 Imten 25. 9. Schulrat i. R. Pacyna meldete Keibstein. Im Heimatmuseum Wehlau.
 Perkuiken 9.—11. 15.—17. 9. Auf Meldung des Bauern Krieg ergab amtliche Untersuchung und Grabung drei Hügelgräber, darunter ein latenezeitliches mit äußerem Steinkranz, zentraler Urnenbestattung und völkerwanderungszeitlichen Nachbestattungen.
 Pregelswalde 20. 9. Schulrat i. R. Pacyna meldete Netzsenker.
 Zohpen 25. 9. Schulrat i. R. Pacyna meldete Keibstein vom spätheidnischen Gräberfeld. Im Heimatmuseum Wehlau.

III. Aus der Werkstätte der vorgeschichtlichen Forschung.

Was verlangt der Vorgesichtsfreund vom Schrifttum der Vor- und Frühgeschichte?

Kurze Betrachtung im Anschluß an eine Prüfung
von: Kiefebusch: Germanische Geschichte und Kultur.

Verlag Quelle u. Meyer 1935.

(57 Abb. 6 Karten. Preis 1,80 M.)

Der Untertitel von Kiefebuschs Werk heißt: „Vom ersten Auftreten der Germanen bis zum Beginn der Völkerwanderung“. Damit hat der Vorgesichtler dem Laien einen Zeitraum nahebringen wollen, der sonst mehr Herrschaftsgebiet des Geschichtlers und Sprachwissenschaftlers ist. Das Werk stellt einen bewußten Übergriff in dieses Grenzgebiet dar.

Das Vorwort gibt den Grund an, weshalb diese Darstellung trotz und neben den andern notwendig war.

Sie mußte geschrieben werden, weil die Vorgesichte gestattet, diesen Zeitabschnitt von uns aus zu sehen, im Gegensatz zu den andern Wissenschaften mit ihrer Blickrichtung von der Antike her.

Daß bei Kiefebuschs gerader Art betont wird, die Kantische Darstellungsweise „wie es einst gewesen“, zu schildern, diene der Vor- und Frühgeschichte mehr, als Kühne Hypothesen, ist ein weiterer Vorteil für den Vorgesichtsfreund.

Er kann sich von dem Werkchen leiten lassen. Alle Fragen über diesen Zeitraum, die ihm durch Dichtung, geschichtliche Überlieferung oder gelehrte Fantasie zu Augen und Ohren gekommen, lassen sich damit vergleichen.

Der Leser dieser Sammlung ist ja erfahrungsgemäß der nach Bildung und damit größerer Klarheit der Anschauung strebende deutsche Mensch beiderlei Geschlechts und aller Bevölkerungskreise.

Er will Fragen und Lücken seines Geschichtsbildes sich so klar, wahr und kurz wie möglich beantworten lassen, weil ihm seine eigenen Lebensaufgaben nicht Zeit geben, mehrere große Werke mit womöglich einseitiger Einstellung durcharbeiten.

Auf dem Gebiet der Vor- und Frühgeschichte werden die Leser besonders aus Schülern, Studenten, Werktätigen, Angehörigen nat. soz. Verbände und aus den wissenschaftlichen Kreisen der Altphilologen, Geschichtler und Germanisten bestehen. Gehört und gelesen haben sie über diesen Zeitraum besonders in letzter Zeit alle viel in der Tagespresse; besonders in Verbindung mit weltanschaulichen Fragen ist ihre Aufmerksamkeit auf diese Zeiträume germanischer Geschichte gelenkt worden.

Die Fülle sich widersprechender Meinungen und Betrachtungen hat sie zur Suche nach einem einwandfreien Standpunkt getrieben. Die Zahl der Arbeiten, die etwas dazu sagen können, ist groß.

„Die Zeit ist noch nicht lange her“, denkt der Altphilologe, der Germanist, der Historiker, „wo in dem führenden Ratgeber der Geschichtsstudenten, dem Gebhardt'schen Handbuch, bei dem Abschnitt über den Ursprung der Germanen und ihre erste Geschichte unsere kritischen Methoden als die einwandfreiesten hingestellt wurden. Gegensätze wie Schuchhardt und Kossinna aber wurden als warnende Beispiele aufgeführt für die „Fantasie der Vorgesichtler“ die zu gleichen Tatsachen entgegengesetzte Erläuterungen gäbe und „Glauben statt Wissenschaft“.

Und jetzt kommt der Vorgesichtler und dringt in diesen Grenzbezirk ein mit dem Anspruch größerer Berechtigung!

Was findet der Suchende in Kiehebuschs Werk?

Eine begeisternde Darstellung, die aber auf jeder Seite neben der Liebe zur Geschichte unserer Ahnen eine vom deutschen Blickpunkt gesehene gerechte Würdigung der völkischen Gegenkräfte bringt.

Das verlangt der deutsche Laie heute mehr denn je.

Der Quellenforscher erkennt auch die Quellen zu den lebendigen Schilderungen, aber der Laie hätte hier und da gern noch öfter die Gewährsmänner gekannt, auch ein Sachwalter wäre ihm erwünscht.

Bilder müssen in einem Vorgesichtswerk sein. Aber trotzdem sich Kiehebusch in weiser Wahl auf kennzeichnende beschränkt und daneben auch Kartenskizzen sprechen läßt, geht es dem Laienfreund vielleicht hier so, wie bei vielen heute erschienenen Werken, daß er enttäuscht ist, wenn er als Beweis für germanische Kulturhöhe z. B. den Pyramonten Brodelbrunnensfund abgebildet sieht und bei dem Glanzstück erfährt, daß es keltische Arbeit ist.

Nun pflügt ja der Laie viel seltener als der geschichtliche Kulturhöhenforscher solche Fremdlinge von besonderer Kunsthöhe als Beweis für die Kulturniedrigkeit des eigenen Volkes zu werten.

Ihm kommt oft bei solchen Beweisführungen der Gedanke, ob man etwa bei einer nach Jahrtausenden eintretenden Kulturvernichtung Europas bei Ausgrabungen einst unsere heutige Kulturhöhe vielleicht nach den Seltenheitswerten der ostasiatischen Kultur bemessen würde und die Chinamuster von Meissen und Holland oder gar die Einführung der Sojabohne und vorher der Kartoffel in Deutschland als Beispiele der kulturhaften Überlegenheit oder gar der Herrschaft amerikanischer oder mongolischer Herrenvölker über die Europäer auffassen würde!

Und — er lächelt.

Wenn dann aber Männer wie Kiehebusch ehrlich und klar z. B. den römischen Grenzwall nicht als Zeichen höherer Kultur, sondern als Denkmal römischen Verzichts und damit des Zerfalls eines rasse- und instinktlos gewordenen zivilisierten Völkerbreies in seine Urbestandteile darstellen, dann geben ohne großes Getöse hier wie an vielen andern Stellen volkseigene und volksfremde Fehler besinnliche Beispiele zur Notwendigkeit und Wahrheit nationalsozialistischer Weltanschauung.

Der Laie ist heute meist zweifelnd genug den sogenannten literarischen Quellen gegenüber, die zur germanischen Vor- und Frühgeschichte vorhanden sind.

Er traut ihnen jedenfalls ebensoviel Fantasie zu und ihren Bearbeitern noch einige mehr, als diese den Vorgesichtlern zutrauen bei der Bestimmung der Bodenfunde.

Wer je mittelalterliche Quellenkritiken in der Hand hatte, wird bestätigen, daß eine Neuforschung und Unterbauung der auf Grund anfechtbarer feindlicher oder gar gefälschter Quellen geschriebenen Arbeiten über deutsche Vor- und Frühgeschichte

dem Laien mehr noch als dem Geschichts- und Sprachprofessoren natürlichste Aufgabe der heutigen Forschung erscheint.

Er wird aber bei kritischer Einstellung sich dann mit dem wahren Vorgesichtler lieber auf die heimischen Bodensfunde verlassen, wenn schriftliche und Sachquellen feindlich gegenüberstehen. Er wird nur eins bedauern, daß man nicht ebensolange wie Schrifttumsforschung für diese Zeit auch Bodenforschung getrieben hat. Viele Irrtümer wären dann ihm und allen deutschen Menschen garnicht erst als Wahrheit überliefert worden.

Der Wunsch nach mehr Erkenntnis wird nach dem Lesen von Kiekebuschs Werken wach sein und einiges Schrifttum findet sich bei ihm angegeben. Allerdings ist die Auswahl unter dem Gesichtspunkt erfolgt, woher stammen die Abbildungen meines Werkes? Dadurch ist dem Wissenschaftler aber weniger dem Laien das erreichbare weiterführende Schrifttum geboten. Manches wertvolle Werk über altgermanische Kultur dagegen fehlt.

Die im gleichen Verlag angezeigten geben den Titeln nach auch Ergänzungen und Antworten auf erwachte Fragen.

Und doch ist eine Forderung des Laien, daß wenigstens die in der gleichen Reihe erschienenen Werke zu allen Einzelfragen gleiche oder doch in der Abweichung begründete Stellung nähmen, nicht immer erfüllt. Das gilt auch hier besonders von ihren Gewährsmännern und den Schrifttumsverzeichnissen oder Hinweisen.

Der Laie ist heute hellhörig geworden. Er sieht bei vielen auseinanderstrebenden Darstellungen die Ursache nicht mehr nur in dem tatsächlich fraglichen Befund. Er weiß und ahnt vielmehr oft die Ursache in der vorgefaßten wissenschaftlichen und weltanschaulichen Meinung der einzelnen Gelehrten und in einem öfter, als man glaubt, vorhandenen Geltungsbedürfnis.

Er weiß und ahnt heute auch Kräfte, die dazu beigetragen haben oder noch dazu beitragen möchten, das deutsche und germanische Geschichtsbild zu verwirren.

Umso freudiger begrüßt er alle Männer, die wie der leider zu früh verstorbene Kiekebusch in seinen Arbeiten, genau so wie Kossinna und Zahne wirklich fachlich geschulte Vorgesichtler waren und doch begeistert und begeisternd dem Vorgesichtersfreund und schließlich dem ganzen deutschen Volke seine Vorgesichte aufhellen und in Schlichtheit und Klarheit lieb und wert machen.

Else Pansegrau.

IV. Kleine Mitteilungen.

Der „Sündenquirl“.

Ein Beitrag zur Deutung der Schalensteine

Von W. Gaerte.

In meiner Arbeit: *Altgermanisches Brauchtum auf nordischen Steinbildern*, 1935, S. 138ff. habe ich versucht, den sogenannten Schalensteinen eine neue Seite abzugewinnen, indem ich auf den aus der Volkskunde bekannten Brauch des „Verlochens“ und „Verbohrens“ von Krankheiten hinwies und vermutungsweise jene Sitten mit den Löchern der Schalensteine in Verbindung brachte (Abb. 1). Als Stütze für die vorgetragene Annahme wurde u. a. ein Brauch herangezogen, der aus einigen finnischen Zaubersprüchen erschließbar ist. In ihnen wird nämlich ein Stein erwähnt. „Mitten in dem Stein ist ein Loch. Es können sogar nicht weniger als neun Löcher vorhanden sein . . . sie sind mit einem Bohrer gedreht, mit einem Stemmeisen gebrochen. In diese Löcher werden die Schmerzen hineingezwängt, die Tage der Not hineingepreßt, manchmal sogar richtig mit einer Eimerstange aus Birkenholz, mit einer Stange mit geraden Enden“ (Brummer, *Über die Bannungsorte der finnischen Zaubersprüche* S. 90)¹⁾.

Vielleicht darf man auch eine schottische Sitte, die mir s. Zt. noch nicht bekannt war, aus demselben Vorstellungskreis erklären. In der englischen Zeitschrift „*The Illustrated London News*“ (17. 11. 1934) veröffentlicht Miß M. E. M. Donaldson einen Aufsatz über „*Kreuze von Argyllshire*“, einer schottischen Grafschaft²⁾. Unter den im Bilde vorgeführten Kreuzen romanischen Stils liegt eines vom Kirchhof zu Kilchoman auf der Insel Islay vor, das S. Garder a. a. O., S. 138, Abb. 4 veröffentlicht und besprochen hat (Abb. 2). Wie die Abbildung ausweist, „befindet sich zur rechten Hand in der Ecke der Sockelplatte, auf der das Kreuz steht, eine Höhlung und links davon ein Stein, den sein Gebrauch als Stöpsel (a sort of pestle) in der Höhlung erweist. Dies ist wahrscheinlich einer der „*clacan brath*“ oder Steine des Gerichts (stones of judgement), wie sie in Irland in Gebrauch waren und noch sind. Im westlichen Hochland werden sie hauptsächlich mit Iona in Verbindung gebracht, wo sie in einer Höhlung in dem Altar benutzt wurden, der vor St. Johannis Kreuz stand. Es war der Brauch, die Steine dreimal rund zu drehen (deisil), sonnenläufig (sunwise), augenscheinlich mit dem Gedanken, den Tag des jüngsten Gerichts zu beschleunigen, der, wie man glaubte, nicht kommen werde, bis das Drehen des Steins die Höhlung durch den Steinsockel bohre“³⁾. Garder gibt für den Stein und das Loch, in dem jener gedreht wurde, folgende Deutung: „Dieser Stein in der Höhlung stellt die Urform der Mühle dar, die Handmühle der Steinzeit. Durch diesen Zauber . . . wollte man nicht etwa den Jüngsten Tag herbeirufen, wie spätere christliche Ausdeutung

¹⁾ Mémoires de la Société Finno-Ougrienne, 28, 1909.

²⁾ vgl. Hermann, Garder, *Queste und Keltenkreuz*, (Germanien, 1935, Heft 5, S. 136ff.).

³⁾ so Miß Donaldson, nach S. Garder, a. a. O., S. 138.

besagt, sondern wahrscheinlich den Weltuntergang aufhalten, das Himmelsrad in seiner Drehung stärken“. Ich halte diese Deutung für zu gesucht und kann ihr nicht beistimmen; es wird sich schwerlich eine Stütze für sie finden lassen. Auf die Sitte des Quirlens wirft aber eine andere Mitteilung, die Miß Donaldson über ein Kreuz von Kilberry Castle, Knapdale, macht, ein bezeichnendes Licht: „An der Vorderseite links

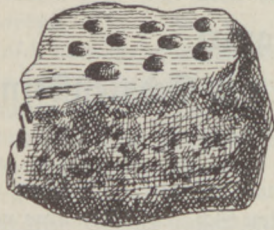


Abb. ja.

Schalenstein. Westergötland. (n. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 55,

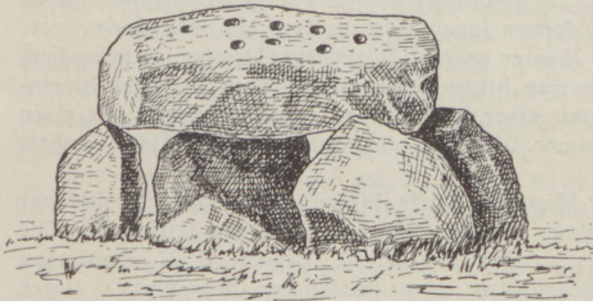


Abb. 1b.

Dolmen mit Schalen (n. Montelius, a. a. O., S. 44).

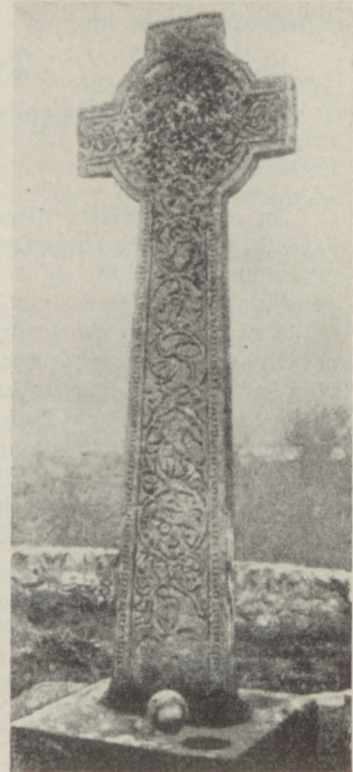


Abb. 2.

ist eine kreisförmige Vertiefung, und längs des Randes sind Abnutzungsspuren. Die letzteren sind, so erzählt man sich, von den Knien jener gemacht, die für ihre Sünden büßten, indem sie einen Stein sonnenläufig in der Höhlung drehten“ (nach Harder, a. a. O., S. 139). Hier ist deutlich ausgesprochen, daß man zur Sündentilgung sich der Maßnahme des Quirlens bediente. Die Vermutung liegt nahe, daß dieses Verfahren aus der Vorstellung heraus entsprungen ist, man könnte durch das quetschende Quirlen den Sünden den Garaus machen und so sich vollkommen von ihnen befreien. Das „Verbohren“ und „Verlochen“ von Krankheiten wäre als gleichgerichtete Erscheinung des Volksglaubens anzusprechen. Durch den schottischen „Sündenquirl“ gewinnt unsere Deutung der Schalensteine eine neue und, wie ich glaube, bemerkenswerte Stütze“).

*) Die obige Ansicht von Dr. Gaertes wird von mir nicht geteilt, zu den Schalensteinen vgl. sonst jetzt vor allem W. Hansen, Die Verbreitung und Bedeutung der Schalensteine im Glauben und Brauch der Vorzeit. Dr. Arbeck (Teildruck) B. Jhr. v. Richthofen, Hamburg 1927.

Der Königsberger Schwertanz am Neujahrstage 1601.

Von W. Gaerte.

Die Silvesternacht und der darauffolgende Neujahrstag waren von jeher im Leben der Völker Zeiten, wo es lustig herging, wo frohes Spiel Alt und Jung und die Mitglieder jeden Standes erfreute. Ausgelassener Scherz herrscht auch heute noch allerorts, und zur Mitternachtsstunde, wenn die Glocken vom Turm das neue Jahr einläuten, ergreift toller, ungebundener Trubel den Menschen. Heute alles nur ein Spiel, früher sinnvolle Mysterien von tiefer Bedeutung.

Nur noch ein frohes Spiel war auch jener Königsberger Schwertanz des Neujahrstages 1601. Über 300 Jahre sind dahingeflossen, seit dieser Schwertanz ausgeführt von den Königsberger Handwerkern, wohl zum letzten Male an jenem Neujahrstage in der Metropole Ostpreußens aufgeführt wurde. Uns ist darüber nur eine kurze Mitteilung des Peter Michel (1618—1620 Bürgermeister im Kneiphof) erhalten. Sie verzeichnet¹⁾: „Anno 1601, im Eingang dieses neuen Jahres haben die Handwerksleute in ihren Zusammenkünften allerley fröliche Sachen vorgenommen als mit Schwerdt-tanzen ... und andere kurzweilige Sachen mehr“. Es muß ein außergewöhnliches Ereignis gewesen sein, das sich wohl mit Unterbrechung von mehreren Jahren in Königsberg wiederholte.



Schwertanz zu Nürnberg — 3. Februar 1600.
(Nach einer Abb. des Germ. Nationalmuseums in Nürnberg).

Gerne möchte man wissen, wie sich ein solcher Schwertanz der Handwerksleute vollzogen hat. Hier kommen einige bildliche und schriftliche Urkunden Nürnberger

¹⁾ Erleutertes Preußen III, 1726, S. 240.

Zerfunkt zu Hilfe. Unter Pauken- und Flötenbegleitung bewegte sich eine lange Reihe von festlich geschmückten Handwerksmeistern, von denen jeder das geschulterte Schwert des Vordermannes angefaßt hielt, um seltsame Gruppenaufstellungen von anderen Handwerksmeistern in der Mitte. Diese standen im Kreise eng aneinandergerückt und hatten ihre Schwerter auf ihre eigene Schulter und auf die ihrer Gegenmänner so gelegt, daß ein Schwertgitter den Innenteil des Kreises ausfüllte. Auf diesem Gitter stand je ein Meister mit langem Zweihänderschwert. In fröhlichem Kampfspiele schlugen die beiden Kämpfer aufeinander los. Es war gewiß kein Leichtes, auf diesem Gitterwerk während des Kampfes standfesten Fuß zu behalten. Die kreisförmige Aufstellung nannte man „Rose“.

Bemerkenswert ist die Mitteilung, daß in diesem Schwerttanz auch eine „Braut“ mit Brautführern eine Rolle spielte, und zwar gab es — je nach der Zusammensetzung der Tanzreihe und Tanzrosen — eine Meister- und eine Gesellenbraut.

Wollen die Letten Sinnen werden?

In der lettischen Zeitung „Rīts“ Nr. 9, vom 9. Januar 1936, findet sich ein Aufsatz von einem gewissen Alfons Francis unter der seltsam anmutenden Überschrift: „Ist das nationale Erwachen der Altpreußen möglich?“

Der Verfasser schildert darin richtig die Unterwerfung der Altpreußen durch den Deutschen Ritterorden und den Abschluß ihrer Vergermanung um 1700, womit auch die altpreußische Sprache verschwunden sei. Dann stellt er aber gleichzeitig die Frage, ob heute die Erweckung des altpreußischen Nationalbewußtseins möglich sei und beantwortet sie mit einem „vielleicht ja“. Die altpreußische Sprache sei zum großen Teil in Sprachdenkmälern erhalten und ihre Wiederherstellung möglich. Die Führer der betreffenden Bewegung müßten diese Sprache wieder beleben, denn sie könne am besten die geistigen Bindungen innerhalb eines Volkes herstellen. Das hätten die Iren trotz eines größeren politischen Widerstandes geschafft, und die „Preußen“ könnten es auch schaffen. Der Aufsatz schließt mit dem viel sagenden Satz: „Vielleicht wird in unserem Zeitalter, wo viele Wunder geschehen sind, sich auch dieses erfüllen und das altpreußische Volk nach jahrhundertelangem Leiden sich wie ein Phönix zur leuchtenden Sonne erheben.“

Dazu müssen wir als Deutsche und Ostpreußen folgendes bekennen: Das Geschreibsel von Herrn Francis gereicht weder ihm noch dem lettischen Volk zur Ehre. Es zeugt für eine völlige Verkennung geschichtlicher Ereignisse. Die Unterwerfung der Altpreußen durch den Deutschen Ritterorden und die folgende Deutschwerdung Altpreußens ist eine Geschichtstatsache, die Francis selber zugibt. An ihr kann heute nicht gerüttelt werden. Über die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit einer Unterwerfung fremder Völker zu streiten, ist hier nicht der Ort. Überhaupt steht ein Urteil in dieser Beziehung niemanden, auch nicht dem lettischen Volke zu, denn seine Geschichte weist wie die eines je den anderen ähnliche Vorgänge auf. Die Letten sprechen eine indogermanische Sprache. Ihre Vorfahren müssen daher derselben Wurzel entsprungen sein, aus der alle indogermanischen Völker stammen. Die Heimat der jungsteinzeitlichen Ahnen der baltischen Völker, also auch der Letten, ist Mitteldeutschland. Von hier aus sind sie gegen 2000 v. Chr. in das Baltikum eingewandert. Sie trafen hier

auf finno-ugrische Stämme, die sie unterwarfen oder verdrängten. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß sie von ihrer Hauptwaffe, der Streitart, dabei Gebrauch machten. Das bezeugt selbst der lettische Vorgesichtsforscher *Sturms* in den „Sitzungsberichten der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga“, Riga 1935, wenn er schreibt: „Das Gebiet Lettlands ist für die Aufstellung und Erörterung derartiger archäologisch-ethnologischer Fragen das denkbar günstigste im Ostbaltikum. Dies beruht darauf, daß hier ein mehr als tausendjähriges Ringen zweier rassefremder Völkergruppen um die Scholle vor sich geht: der von Süden einrückenden baltischen Stämme und der ihrem Vordringen nach Norden ausweichenden finnisch-ugrischen Völkerschaften.“

In einem mehr als tausendjährigen Kampf also haben die indogermanischen Vorfahren der Letten das Land finno-ugrischen Stämmen entrißen und sie zum Teil unterworfen! Die in der Nordwestecke Kurlands lebenden Liven, die ihre nichtindogermanische Sprache bewahrt haben, sind noch heute Zeugen dieser Tatsache. Die Vorfahren der Letten sind also mit ihnen ebenso verfahren wie der Deutsche Ritterorden später mit den Altpreußen. Wenn Herr Francis gerecht urteilen wollte, müßte er erst einmal seine eigenen Vorfahren des Raubes an seiner jetzigen Heimat anklagen. Er müßte Volkstum und Sprache der einst geknechteten finno-ugrischen Stämme wieder ausgraben. Er müßte dafür sorgen, daß Letten eine finnische Mundart zu sprechen beginnen. Das alles müßte er tun. Nun, es käme auf einen Versuch an. Wir fürchten nur, seine lettischen Volksgenossen würden es sich verbitten, zu Finnen gemacht zu werden, ebenso wie wir Ostpreußen heute weder Altpreußen sind noch zu werden beabsichtigen, oder wie die Amerikaner es sich verbitten würden, zu Indianern „umgearbeitet“ zu werden. An die Möglichkeit der Verwirklichung solcher Hirngespinnste zu glauben, muß in der Tat jemand vorbehalten bleiben, der wie Herr Francis an Wunder glaubt. Dem gesamten lettischen Volk möchten wir einen solchen Glauben nicht zutrauen und zu seiner Ehre annehmen, daß es lettisch bleiben will, wie wir Ostpreußen Deutsche bleiben wollen.

L. Kilia n.

V. Buchbesprechungen.

Otto Schrader: „Die Indogermanen“, 4. verbesserte Auflage, Verlag Quelle und Meyer, Leipzig, 1935. 130 Seiten, Preis gebunden 2,— Mk.

Nach 16 Jahren hat die 4. Auflage dieses Büchleins nun durch Dr. Krahe eine Neubearbeitung erfahren. Der Umfang ist derselbe geblieben. Auch die Abbildungen sind bis auf Tafel 6 die gleichen. Was dagegen die Form anbetrifft, so fällt eine noch stärkere Gliederung des Stoffes auf. Es erscheint zum Beispiel ein Sonderabschnitt über Urheimatfrage und Vorgesichte. Inhaltlich zeigt die neue Auflage eine gewisse Erweiterung. Es finden sich neue Abschnitte über die west- und südeuropäischen Randvölker, über die Metalle und über das Zahlensystem. Sonst und insgesamt zeigt der Inhalt keine wesentliche Änderung. Es erübrigt sich daher, auf die im allgemeinen zutreffende Erschließung der einzelnen indogermanischen Kulturzustände, wie sie ganz ähnlich schon in der vorletzten Auflage dargestellt wurden, einzugehen. Dagegen muß zur Frage der Urheimat der Indogermanen Stellung genommen werden. Die Behandlung dieser Frage nimmt auch in der neuen Auflage mit Recht einen erheblichen Raum ein. Ihr sind Sonderabschnitte gewidmet. Darüber hinaus werden auch in den anderen Abschnitten die Tatsachen herausgestellt, die für die Beantwortung der Urheimatfrage geeignet erscheinen. Um so mehr muß es befremden, daß neuere Forschungsergebnisse, insbesondere der Vorgesichtsforschung und Rassenforschung, nicht berücksichtigt oder gar falsch ausgewertet worden sind. Der Verfasser sucht die Urheimat der Indogermanen nach wie vor irgendwo im Osten Europas oder in Asien. Und zwar versteht er unter dem Begriff „Urheimat“ dasjenige Gebiet, in dem die Indogermanen kurz vor ihrer Trennung saßen, und von dem aus sie sich über weite Gebiete Europas ausbreiteten. Diese Begriffsbestimmung soll in den folgenden Ausführungen beibehalten werden, obwohl es klar ist, daß jenes Gebiet noch lange nicht die eigentliche Urheimat zu sein braucht. Die ins Feld geführten Gründe, die die Annahme einer östlichen Herkunft der Indogermanen rechtfertigen sollen, sind entweder zu allgemeiner Natur oder entbehren überhaupt einer Grundlage. Die im einzelnen angeführten Erwägungen sind in der Hauptsache folgende:

1) Die Indogermanen seien in erster Linie ein Volk von Viehzüchtern und Reitern gewesen. Für ein solches Volk sei in Mittel- und Nordeuropa kein Platz. Der Ausgangspunkt für die eigentliche Verwendung des Pferdes sei im Osten zu suchen.

Das ist durch nichts erwiesen. Es ist nicht einzusehen, warum das Pferd nicht ebensogut in Mitteleuropa gezähmt sein könnte, denn es fehlte dort in der fraglichen Zeit ebensowenig, wie es keine endlosen Urwälder gab. Aber selbst wenn das Pferd im Osten Europas gezähmt wäre, könnte es von den in Mitteleuropa sitzenden Indogermanen vom Osten übernommen worden sein.

2) Bei der Behandlung der indogermanischen Siedlungsverhältnisse wird betont, die ältesten Indogermanen seien nicht sesshafte Bauern gewesen, also nicht an die Scholle gebunden. Ein paar Seiten weiter heißt es wörtlich: „Aus dem, was wir über die Wohnungen des Urvolkes selbst wissen, geht hervor, daß diese nicht bloß Zelte, sondern Zütten mit Türen, Pfosten und Dächern waren.“

Das ist ein offener Widerspruch. Nomaden bauen keine Pfostenhäuser. Es ist ferner nicht richtig, daß Wohnungen der indogermanischen schnurkeramischen Kultur bisher nicht gefunden seien. Das rechteckige Pfostenhaus als schnurkeramisches Haus ist mehrfach belegt. In Succase, Kr. Elbing konnte man sogar ein ganzes Dorf nachweisen.

3) Es wird darauf hingewiesen, daß die Wortgleichungen für den Ackerbau und gewisse Kulturpflanzen sich auf die westlichen Indogermanen beschränkten, das heißt auf die Kentumvölker. Daraus wird nun der Schluß gezogen, die von Osten nach Mitteleuropa einwandernden Indogermanen hätten erst hier den Ackerbau kennengelernt, während die im Osten verbleibenden ohne Kenntnis des Ackerbaues gewesen seien. Aber schon auf der nächsten Seite wird zugegeben, daß auch die Ostindogermanen gewisse Getreidearten gekannt

hätten. Es heißt dann wörtlich: „Man kann vielmehr, vorsichtig ausgedrückt, nur sagen, daß die Indogermanen in Asien dem Ackerbau höchstens eine ganz untergeordnete Bedeutung beimaßen.“ Hier widerlegt sich der Verfasser also selbst.

4) Es wird ferner der Tatsache große Bedeutung beigemessen, daß die Indogermanen und Finno-Ugrier eine ganze Reihe von Wörtern gemeinsam hätten. Ja, es fänden sich sogar Übereinstimmungen im Formenbau, sodaß man sich des Eindrucks einer Urverwandtschaft beider Sprachkreise nicht entziehen könne. Das ist in der Tat vielleicht richtig. Dennoch ist der hieraus gezogene Schluß, die Finnen und Indogermanen seien einst gemeinsam etwa in den Ländern am Ural beheimatet gewesen, verfehlt. Denn wenn Urverwandtschaft zwischen beiden Völkern besteht, muß sie Jahrtausende, ja vielleicht Jahrzehntausende zurückliegen, da ihre Sprachen ja doch grundverschieden sind. Wie will man nun aber daraus einen Schluß auf die engere Heimat dieser beiden Völker in so früher Zeit ziehen? Die Finno-Ugrier sind schon in der jüngeren Steinzeit über weite Gebiete Rußlands verbreitet. Nach Westen zu erreichen sie teilweise die Oder. In diesem Abschnitt der jüngeren Steinzeit sind die Indogermanen noch auf engerem Raum zusammen, was zugeben wird. Sie brauchen deswegen aber nicht in der Gegend des Urals gesessen zu haben, um mit den Finno-Ugriern in Berührung gekommen zu sein.

Gerade eine tatsächlich bestehende Urverwandtschaft zwischen Völkern bereitet der Erforschung ihrer Urheimaten manchmal Schwierigkeiten, denn sie verwischt häufig den Unterschied von Entlehnung und Urverwandtschaft. Aus diesem Grunde stehen auch die Erörterungen und Schlüsse über die Beeinflussung eines Zahlensystems durch ein anderes auf unsicherem Boden.

5) Auf Grund von Erwägungen über Wortgleichungen für Metalle kommt man zu dem Ergebnis, daß das noch ungetrennte indogermanische Urvolk noch vor den Beginn der eigentlichen Metallzeit anzusetzen sei, etwa an den Ausgang des 3. Jahrtausends vor Chr. In dieser Zeit soll also das Urvolk noch irgendwo weit im Osten gesessen haben. Das ist nun völlig unmöglich. Wenn dem so wäre, wo im Osten Europas findet sich seine stoffliche bodenständige Kultur? Wo ist die plötzlich in Mitteleuropa auftretende indogermanische Fremdkultur, die ihre Wurzeln im Osten hat? Sie ist nicht da. In dieser Zeit beginnt bereits die Verschmelzung des jütländischen Einzelgräbervolks mit dem Großsteingräbervolk, durch die, wie wir sicher wissen, die Germanen entstanden sind. Es beginnt die Ausbreitung der schnurkeramischen Streitartleute von Mitteleuropa aus besonders in östlicher und süd-östlicher Richtung. Daß diese Streitartleute Indogermanen waren, wird nicht bestritten. Sie können aber nicht von Osten gekommen sein, weil ihre stoffliche Kultur sich in Mitteldeutschland entwickelt hat, weil sich hier die älteren Formen finden, nach Osten und Süden zu aber die entwickelten jüngeren. Das ist nicht zu bestreiten und ist auch die Meinung fast aller Vorgeschichtsforscher. Es ist bedauerlich, daß sie hier nicht einmal erwähnt ist. Das Ergebnis nimmt uns nicht wunder, wenn wir erfahren daß der Verfasser sich in der Urheimatfrage weitgehend auf S. Güntert und E. Wahle stützt. Wahle und Güntert stehen mit ihrer Ansicht heute vereinzelt da. Außerdem beruft sich der eine auf den anderen, sodaß niemand als der Verantwortliche übrig bleibt. Die Berufung auf diese beiden Forscher kennzeichnet somit eine unrichtige Arbeitsweise. Wenn ein Sprachwissenschaftler auf vorgeschichtliche Fragen eingeht, wird er die unter den Vorgeschichtsforschern herrschende Meinung sich zu eigen machen müssen. Tut er das nicht, was sein gutes Recht ist, wird er es begründen müssen. Das ist hier nicht der Fall. Es heißt einfach auf Seite 45 über die Streitartleute: „Sie kommen von Osten.“ Eine Seite weiter liest man erstaunt folgendes: „Nach Ansicht der Prähistoriker ist die Streitart dem Vorbild babylonischer Kupferärte nachgeformt.“ Es wäre belangreich zu erfahren, welche Forscher damit gemeint sind. Die große Mehrzahl wird sich durch diese Behauptung nicht getroffen fühlen können. Schließlich kann man die Urheimat der Indogermanen nicht im Osten suchen, ohne eine einleuchtende Erklärung abzugeben, warum gerade im Westen die in Bezug auf gewisse Gaumenlaute (Palatale) urtümlichere Kentumgruppe, im Osten die jüngere Satemgruppe sitzt. Der Hinweis auf die Zethiter ist nichtsagend, denn diese schließen sich in ihrer Verbreitung an die Griechen als nächstes Kentumvolk an. Die Tocharer aber bilden in dieser Beziehung offenbar eine Ausnahme von der Regel. Keiner der für die östliche Urheimat ins Feld geführten Gründe hält einer Prüfung stand. Daher sind sie auch insgesamt nicht geeignet, eine solche nachzuweisen.

5000 Jahre niedersächsische Stammeskunde, im Auftrage des Oberpräsidenten der Provinz Hannover und der Verwaltung des hannoverschen Provinzialverbandes herausgegeben von H. Schroller und S. Lehmann, Hildesheim und Leipzig 1936, Verlag A. Lap. 281 S. m. 136 Abb. im Text. —

Schon lange wird in Hannover vorbildliche völkische Heimatforschung geleistet. Die Führung liegt für die Vor- und Frühgeschichte in der Hand des Landesarchäologen Prof. Jacob-Friesen und für die Volkskunde in der Hand von Prof. Pefler. Beide sind außerdem u. a. durch ihre hervorragenden Leistungen in der volkstümlichen Ausgestaltung der von ihnen geleiteten Museen bekannt. Sie wirkten auch an der vorliegenden Sammelschrift durch wertvolle Beiträge mit. Die verdienten Herausgeber gehören zu ihren bewährten Mitarbeitern. Museumskustos Dr. Schroller ist außerdem der Landesleiter des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte in Hannover. Dr. Lehmann wurde kürzlich von dort nach Berlin in das Rasse- und Siedlungsamt der SS. berufen.

Der Sammelband faßt die Vorträge einer ergebnisreichen Gemeinschaftstagung der beiden hannoverschen Arbeitsgemeinschaften für Urgeschichte und Volkskunde Niedersachsens vom März 1936 zusammen. Die Verbindung von Vorgeschichte, Geschichte und Volkskunde zu einer ebenso klaren wie gründlichen Arbeit ist in dem ganzen Werke mustergültig! Wir erhalten so ein prächtiges Bild von 5000 Jahren niedersächsischer Stammeskunde und Kulturgeschichte im großen Rahmen einer verantwortungsbewußten völkischen Wissenschaft! Auch die Fachforschung kann aus dieser schönen Gemeinschaftsarbeit reichen Gewinn schöpfen. Das Buch wird ferner als Quellschrift einen bleibenden Wert behalten. Es ist für jeden unentbehrlich, der sich näher mit Niedersachsen und den Niederdeutschen beschäftigen will. Auch als bequemes Nachschlagewerk ist es vorzüglich geeignet. Für Ostdeutschland erweist sich u. a. der anschauliche Beitrag von Dr. M. Zimmer „Die Ostkolonisation der Niedersachsen“ besonders bedeutsam. Stammesgeschichtlich werden besonders die Langobarden, Friesen, Chauzen, Cheruster und Sachsen behandelt. Es ist hier nicht der Ort, ausführlich auf Einzelheiten einzugehen. Nur wenige Fragen seien kurz herausgegriffen. Im Gegensatz zu Jacob-Friesen scheinen wir unter den Ahnen der Germanen auch die nordischen Großsteingräberleute ebenso gut Indogermanen zu sein wie die Erbauer der spätsteinzeitlichen Einzelgräber. Der Beitrag von Dr. Unze aus Hannover über den Wanderweg der Langobarden wird z. T. den neuen Ergebnissen der Untersuchungen von Museumsleiter Dr. Wegewitz aus Harburg über die Abgrenzung der altlangobardischen Kultur nicht genügend gerecht, ebenso wenig manchen älteren Arbeiten anderer Verfasser, obwohl sonst auch Unzes Bericht zu begrüßen ist. Wegewitz selbst berichtet auch in unserem Sammelband treffend über seine ausgezeichneten Langobardenforschungen. Die Vielseitigkeit des Bandes zeigen auch die Beiträge von Dr. W. Lampe („Recht und Volkstum im Sachsenpiegel“), Dr. S. Lehmann („Das bauliche Gefüge des Niedersachsen- und Friesenhauses“), stud. H. Ellenberg („Über die Verbreitung der bäuerlichen Wohn- und Siedlungsformen Nordwestdeutschlands in ihrer Beziehung zur Landschaft und zur naturbedingten Wirtschaftsweise“) und H. Janssen („Die Stammesgrenzen zwischen Sachsen und Friesen in ihren sprachlichen Nachwirkungen“). Jacob-Friesens Aufsatz: „Zer Ausbildung und Kulturhöhe der Urgermanen“ enthält u. a. gute neue Anregungen für die Festsetzung der Westgrenze der Germanen in der Bronzezeit mit überzeugenden Gründen gegen einige Annahmen von E. Sprockhoff.

B. Frhr. v. Riehthofen.

W. K e c h e: Rasse und Heimat der Indogermanen. J. F. Lehmanns Verlag, München, 1936. 216 Seiten, 113 Abb., 5 Karten.

Prof. Dr. Kecher, der Leiter des Instituts für Rassen- und Völkerkunde an der Univ. Leipzig, der sich durch viele rassenkundliche Sonderarbeiten einen Namen gemacht hat, versucht in dieser zusammenfassenden Arbeit die Indogermanenfrage von der Rassenkunde her zu lösen. Er geht von der rassistischen Zusammensetzung der indogermanischen Einzelvölker aus und weist nach, daß ihnen allen ein nordischer Rasseanteil zu eigen gewesen ist, der allein der sie alle verbindende Rassenbestandteil war und der daher der Träger indogermanischen Wesens gewesen sein müsse. Wir vermüssen allerdings bei der zahlreichen Aufzählung indogermanischer Völker ein Eingehen auf die Balten zu deren Nachkommen auch die alten Preußen gehören. Sie sind weder auf Karte eingetragenen noch sonst erwähnt. In einer neuen Auflage müßte das nachgeholt werden. Ausgehend von der Tatsache, daß die nordische Rasse die Trägerin des Indogermanentums gewesen sei, behandelt der Verfasser die Frage nach der rassistischen Zugehörigkeit der Träger der mitteleuropäischen Jungsteinzeitkulturen, der Megalithkultur (Großsteingräberkultur), der schnurkeramischen und der band-

Keramischen Kultur. Er kommt zu dem Schluß, die Bevölkerung dieser drei Kulturkreise sei rassistisch verwandt und zwar vorwiegend nordischer Rasse gewesen. Es ist durchaus richtig, wenn entgegen früheren Annahmen auf die rassistische Verwandtschaft hingewiesen wird. Doch wird m. E. der fälische Einschlag unter den Großsteingrableuten unterschätzt. Die Beweisführung betr. der Bandkeramischen Bevölkerung enthält mancherlei Mängel. Wenn der Verfasser daher weiter schließt, die drei genannten Kulturen müßten indogermanisch sein, so kann ihm nur in Bezug auf die Großsteingrabbkultur und die Schurkeramik zugestimmt werden. Das Indogermanentum der Bandkeramiker kann nicht als erwiesen angesehen werden. Der nächste Abschnitt behandelt dann die Frage nach Heimat und Entstehung der nordischen Rasse. Der Verfasser weist nach, daß sich die nordische Rasse oder deren Vorformen in Mitteleuropa über die Jungsteinzeit hinaus bis in den Beginn der jüngeren Altsteinzeit (Aurignacien) zurückverfolgen lasse. Sie aber mit Keche auf Grund eines zweifelhaften Schädelfundes aus der älteren Altsteinzeit Europas herleiten zu wollen halte ich für verfrüht. Auch kann ich der Ansicht des Verfassers über das Verhältnis von nordischer und fälischer Rasse, die er als verschiedene Rassen nicht anerkennt, nicht bestimmen. Treten ihre Vorformen doch bereits im Aurignacien in der ihnen eigentümlichen verschiedenen Ausprägung auf. Durchaus berechtigt sind dagegen die Erwägungen über die körperlichen und seelischen Eigenschaften der nordischen Rasse und der daraus gezogene Schluß, sie müsse in kühler, sonnenarmer Umwelt mit starker Auslesewirkung entstanden sein. Diesen Anforderungen aber entspreche West- und Mitteleuropa während der letzten Eiszeit. Das müsse denn auch die Heimat der nordischen Rasse und damit der Indogermanen sein. Dem kann man grundsätzlich zustimmen. Im letzten Abschnitt geht der Verfasser schließlich noch auf die Herkunft der jungsteinzeitlichen asiatischen Kulturen mit bemalter Erdenware ein. Besonders aus Gründen der Rassenkunde will er sie aus dem bandkeramischen Kreise herleiten. Um das zu ermöglichen, möchte er den Beginn der Jungsteinzeit in Mitteleuropa auf 5500 bis 6000 v. Chr. ansetzen. Das dürfte sich allerdings schwerlich rechtfertigen lassen, womit den betreffenden Ausführungen die Beweise fehlen.

Zusammenfassend ist zu sagen: Allen Einzelheiten kann man nicht zustimmen. Manches wird erst die spätere Forschung bestätigen können oder ablehnen müssen. Es bleibt aber das unstreitbare Verdienst des Verfassers, den mitteleuropäischen Ursprung der nordischen Rasse und damit wohl auch des Indogermanentums mit guten Gründen dargelegt zu haben.

L. Kilian.

Joseph Nadler, Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes. Verlag Kösel und Pustet, München, 3. Aufl. 206 S. Preis: RM 4,80.

Wer sich schnell einen Überblick über die Geschichte der für das Werden des Deutschtums wichtigen Stämme verschaffen will, dem bietet sich dafür in dem vorliegenden Buche ein sehr guter Wegweiser. Die deutsche Stammeskunde ist eine Lebenslehre und Lebenskunde des deutschen Volkes. Aus ihr heraus können wir die deutschen Schicksale am leichtesten verstehen. Der Verfasser gliedert sein Buch in die Abschnitte „Hochdeutsches Muttervolk“, „Niederdeutsches Muttervolk“, „Der deutsche Herzraum“, „Neustämme und Siedelgemeinden“. Man wird in einigen Einzelheiten nicht immer mit dem Verfasser gleicher Meinung sein können. Dies trifft u. a. besonders für die Stellen zu, wo von der deutschen Vorgeschichte die Rede ist. Die Bedeutung Karls des Franken für das Deutschtum ist etwas zu stark überschätzt worden. — Wir sprechen heute nicht mehr von einem sächsischen Haus, sondern von einem niederdeutschen, das dann später in den einzelnen Nordlandschaften jeweils eigene Abwandlungen erfahren hat. — Die Dorfform des Rundlings ist entgegen der Meinung des Verfassers nach neueren Forschungen unbedingt als deutsche Siedlungsform anzunehmen.

Über die geschichtlichen Abläufe der einzelnen Stämme hinaus sind von dem Verfasser auch die seelischen Kräfte bei der Herausarbeitung des eigentlichen geistigen Antlitzes des deutschen Volkes aufgezeigt. Ein Namen- und Sachverzeichnis, sowie eine Karte, die Verbreitung der deutschen Stämme und des Deutschtums zeigend, geben diesem gut angelegten Buche eine schöne Abrundung.

S. L. Janssen.

Fr. A. van Schellema, Die Kunst unserer Vorzeit. 191 S. m. 204 Abb. auf 68 Kunstdrucktafeln. Leipzig 1936. Preis:

Die Arbeiten Schellemas sind nicht leicht zu lesen, aber stets besonders gedankenreich und anregend. Die vorliegende Übersicht geht zum Teil auf sein bahnbrechendes Werk: „Die

altnordische Kunst“ von 1923 zurück. Scheltemas neue Untersuchungen reichen aber vielfach noch über seine ersten Arbeiten hinaus, so z. B. für die Spätskufen der altnordischen Kunst und in der Berücksichtigung religionsgeschichtlicher Fragen. Sein vorliegendes Werk fesselt wieder von der ersten bis zur letzten Zeile. Es ist Urgeistesgeschichte im guten Sinne des Wortes; fernab von den abwegigen Versuchen anderer Verfasser, so weitreichende Fragen nach der Art von S. Wirth ohne genügende Schulung und Selbstzucht zu bearbeiten. Man braucht dem Verfasser nicht in allen Schlüssen zustimmen. Der Sachvorgehichtler stellt ferner einzelne Lücken und Versehen fest. Der Wert für den Kunst- und Vorgehichtler, Volkskundler, Religionswissenschaftler usw. und überhaupt für alle Freunde der nordischen Altertumskunde wird aber dadurch keineswegs vermindert. Scharf durchdacht versucht Scheltema überall die von ihm neu gegliederte Entwicklung der vorgeschichtlichen Kunst geistesgeschichtlich und in einem großen kulturgeschichtlichen Zusammenhang zu deuten! Der alte Norden und die Germanen stehen im Mittelpunkt! Auf Volk und Rasse der Kulturträger wird fast überall die nötige Rücksicht genommen, doch wären hierin für eine neue Auflage noch einige Zusätze und Verbesserungen erwünscht.

Sehr störend sind im Stil die zahllosen gewöhnlich leicht vermeidbaren Fremdwörter, manchmal 9—11 in einem einzigen Satz! Diese Schreibart ist zwar leider gerade in der Kunstgeschichte noch sehr verbreitet, paßt doch aber eigentlich ganz und gar nicht zu der sonst bewußt völkischen Grundeinstellung von Männern wie Scheltema!

Sein Buch beginnt mit der Eiszeit und schließt mit dem Übergang unserer vorgeschichtlichen Kunst zur Kunst des Mittelalters und den vorzeitlichen Überlieferungen in der Volkskunst der Gegenwart.
B. Jhr. v. Richtigthofen.

Georg Schreiber, Volk und Volkstum, Jahrbuch für Volkskunde, 1936, Verlag Kösel u. Pustet, München. 33 Abb., 312 S. Preis: RM 12.—.

Das vorliegende Jahrbuch enthält 33 Aufsätze zur kirchlichen Volkskunde. In einer kritischen Unterfuchung des Begriffes Volkstum weist Theodor Grentrop diesen als den infolge der gleichen Geistesart in jedem Volksgenossen gleichsam widerhallenden nach. Mit Recht wird hier gegen die Prägung des Begriffes Volkstum durch Spengler Stellung genommen.

Der Bischof von Regensburg, Michael Buchberger, untersucht das Verhältnis der Kirche zur religiösen Volkskunde. Wenn es auch richtig ist, daß die katholische Kirche durch früheres Aufnehmen unausrottbarer „heidnischer“ Bräuche viel Volksgut erhalten hat (freilich nicht in reiner Form), so ist es weiter nicht zu leugnen, daß sich die katholische Kirche auch durch das Brauchtum dem Volk gegenüber feindlich zeigen kann (wie es z. B. die Verhältnisse im südlichsten Schwarzwald zeigen).

In einem weiteren Aufsatz betont der Verfasser die Aufgabe des Geistlichen für die Volkstumsforschung. Wenn hierbei die religiöse Volkskunde als das Kernstück der volkskundlichen Forschung bezeichnet wird, so dürfte dies sicher übertrieben sein.

Der schlesische Volkskundler Klappe behandelt die religiöse Volkskunde im gesamt-schlesischen Raum. Von Beachtung ist hier der Abschnitt, der die vorchristlichen Zeichen und religiösen Volkstumsbilder behandelt.

Es ist unmöglich, auf jeden einzelnen Aufsatz ausführlich einzugehen. Wir erwähnen von den anderen Beiträgen noch besonders folgende Arbeiten: Ursprung und Geschichte eines Kreuzjagens (B. Bisschhoff), Familienkunde und Volkskunde (J. Demleitner). Die Volkskundkunde und ihre religiös-pädagogische Bedeutung in der Gegenwart (A. Stonner). Von besonderer Beachtung ist es, daß manche Arbeiten über den volksdeutschen Raum hinausgehen. So berichtet z. B. die Arbeit von Rudolf Klappe über „Volksfrömmigkeit... im anglikanischen England“. Ein Aufsatz von Ludwig Veit erzählt uns von antisakralen Bräuchen im merovingischen Gallien. Der Anhang dieses inhaltsreichen Buches enthält Anregungen für noch zu leistende volkskundliche Arbeiten.

S. L. Janssen.

Der Gesamtauflage der Zeitschrift liegt eine Ankündigung des Verlages Junker u. Dünnhaupt, Berlin-Steglitz über „Bücher zur Vor- und Frühgeschichte“ bei.

Für den Inhalt verantwortlich: Univ.-Prof. Dr. Freiherr v. Richtigthofen und Dr. Bohnsack (I. A. des Prussia-Museums), beide in Königsberg (Pr).

Gräfe und Unzer, Verlag, Königsberg Pr.

Bezugspreis einzeln RM 1,25, jährlich RM 4.—.

Biblioteka Główna UMK



300048105985

